MJÖLNIR

# Junge Welt

BERLIN

Februar 1940 · Heft 2

JAHRGANG 2

DIE REICHSZEITSCHRIFT DER HITLER-JUGEND



FEBRUAR 1940
HEFT 2 · BERLIN
JAHRGANG 2

JUNGE WELT
REICHSZEITSCHRIFT
DER HITLER-JUGEND

# Kriegsschauplatz: Innere Front!

# Liebe Soldaten!

## EIN FELDPOSTBRIEF VOM ERGEBNIS UNSERES PREISAUSSCHREIBENS

Es sind nun schon einige Wochen vergangen, seitdem Ihr Eure Buchpreise erhalten habt. Ihr seid nun sicher sehr gespannt, welche Berichte uns von den vielen, die Ihr eingesandt habt, am besten gefallen haben. Ihr wollt wissen, wie die Namen der Preisträger lauten und wovon ihre Erlebnisschilderungen, die wir jetzt veröffentlichen wollen, erzählen.

Das sollt Ihr gleich alles erfahren. Zuerst aber hat die Schriftleitung, die jeden einzelnen Bericht genau durchstudiert hat, Euch noch folgendes zu sagen:

1. Habt vielen Dank für die Stöße von Berichten, die der Briefträger uns vor Weihnachten noch alle gebracht hat. Auch über die langen Briefe, die Ihr persönlich noch an unsere Schriftleitung schriebt, haben wir uns ganz besonders gefreut. Wir sehen daraus, daß Ihr auf all den Posten, auf die Ihr gestellt worden seid, kerzengerade Euren Mann steht.

2. Es war uns bei der Fülle der Einsendungen unmöglich, jedem einen Preis zuzuteilen. Ihr braucht deshalb keine Bettücher zu holen, um Euch die Tränen abzuwischen, nein, wir erwarten ganz sicher, daß Ihr das nächste Mal wieder dabei seid und Eure Feder kratzen laßt.

3. Wir können nicht drum herum und müssen es nun mal bekennen: die Mädel haben die Jungen in diesem Wettstreit geschlagen. Nicht nur, daß sie sich zahlenmäßig viel stärker an unserm Preisausschreiben beteiligt haben, nein, ihre Berichte sind so nett und unbekümmert geschrieben, daß wir sie unbedingt hervorheben müssen!

4. Wenn wir aber schon einmal dabei sind, Lob auszuteilen, dann dürfen wir auf keinen Fall unsere Saarländer Kameraden vergessen. Sie haben zum Teil ihren Heimatort verlassen. Von manchem ernsten Erlebnis haben sie uns berichtet. Ihre Schilderungen sind eine kleine Chronik für das große Opfer, das die Grenzbevölkerung für uns alle bringt. Aber auch unsere Kameraden aus Danzig, aus dem Sudetengau und aus der Ostmark haben sich in sehr großer Anzahl beteiligt. Ihnen allen eine besondere Ehrensalve!

5. Ein häufiger Fehler, den Ihr das nächste Mal bestimmt vermeiden könnt, ist die Länge und ausschweifende Art Eurer Berichte. Viele von Euch schwätzen da zu viel und halten in ihren »Schriebs« großartige Vorträge über Innen- und Außenpolitik. Was wir haben wollten, das war das Erlebnis und keine Abhandlungen! Ein Kamerad, der es sicherlich nicht schlecht gemeint hat, schreibt uns zum Beispiel einen ganzen Roman über die Ereignisse vom Weltkrieg bis heute. Ein anderer hält uns einen Vortrag über die Nützlichkeit der Bezugscheine und ihre Anwendung. Das sind doch Dinge, die man in jeder Zeitung lesen kann und über die Ihr als Jungen und Mädel nicht noch große Aufsätze zu schreiben braucht.

6. Die Preise haben wir wie folgt verteilt:

1. Preis (ganz klar!) für die Mädelgruppe 26/39 (Düsseldorf, Oberbilk 1) mit ihrer Mädelscharführerin Grete Flux (Düsseldorf);

2. Preis: Jungbannführer Heinz Rudolph (Parchim, Meckl.);

3. Preis: Ingeborg Labsch (Berlin-Neukölln) und Gretel Guthke (Berlin-Mahlsdorf);

4. Preis: Egon Altdorf (Berlin-Neukölln) und Klaus von Bülow (Berlin-Wannsee);

5. Preis: Hildegard Odewald (Hannover-Linden).

Besonders gut haben uns noch die Berichte gefallen von: Hannes Zierdt (Kassel), Rudolf Bartlick (Berlin), Kurt Lupfer (Singen), Heinz Hein (Kellinghusen), Schar 1/26/83 (Kassel-Niederzwehren), Jungstamm 8/19 (Seidenberg), Hermann Ohlmeier, Georg Harfst (Delmenhorst), Alfred Huse (Schwiebus), Hans Erwin Brück (Adolf-Hitler-Schule Ordensbg. Sonthofen), Hans Plunien (Trier), Fritz Brenner Neunkirchen), Helmut Drumm (Dürnberg), Hans Porzich (Elsterwerda), Walter Lischka (Mopolzen), Annemarie Pöschel (Braunschweig), Helmut Wöllmann (Bastenstein), Joachim Hoffbauer (Greiffenberg), Heinz Schnell (Neunkirchen), Paul Ast (Saarbrücken), Gerhart Peter (Zwickau), Günter Straube (Görlitz), Heinz Göffel (Burk-

hardswalde), Gert Refatsch (Neustadt), Wilhelm Eglius (Dammfelde), Horst Basedow (Malchin), Christian Jens (Flensburg), K.H. Lenz (Walldorf/Bdn.), Harald Klein (Hbg.-Wandsbek), Rudi Wolter (Neuenhagen), Erich Stange (Nemsdorf), Hans Schwörer (Oberhausen), Paul Reuß (Großtreben), K. H. Stalder (Berlin N), Kameradschaft 1/13/48, Hans-Werner Bresch (Pillau), Kurt Seidel (Muldenstein), Ilse Bichtemann (Dresden) und Theodor Kötter. Wir schrieben Euch damals, daß Ihr uns Eure Erlebnisse mitteilen solltet, damit wir sie dann an die Soldaten an der Front, die sich immer freuen, von uns zu hören, weiterleiten könnten.

So wollen wir denn jetzt Eure Schilderungen in einem langen Feldpostbrief zusammenfassen und den Soldaten von Eurem Einsatz auf dem Kriegsschauplatz »Innere Front« erzählen:

*

# Liebe Soldaten!

Ihr werdet sicher in Euren Frontzeitungen und auch auf Euerm Urlaub schon oft von dem Einsatz der Jugend innerhalb der „Inneren Front" gehört haben. Vielleicht haben Euch auch viele HJ.-Kameraden schon von ihren Erlebnissen persönlich geschrieben. Wir, in der „Jungen Welt", wollen nun keine großen Worte machen und Euch über diesen Einsatz gelehrige Vorträge halten. Nein, wir wollen gleich unsere Jungen und Mädel selbst erzählen lassen, und Ihr mögt daraus ersehen, daß es für die Hitler-Jugend ein Herumdrücken in der Heimat nicht gibt.

Wir hoffen, daß Euch, die Ihr doch selbst zum großen Teil schon in der HJ. gewesen seid, diese Berichte viel Freude machen!

**So schreibt Euch ein Jungbannführer aus Mecklenburg, Heinz Rudolph:**

„Mittwoch war es, da kam unser Bannführer frühmorgens mit einem großen Schreiben in der Hand auf die Dienststelle: ‚Ich muß sofort zu den Soldaten einrücken, heute abend noch melden.' Unser Bannführer war einer der ersten, der einberufen wurde, und wir sind besonders stolz darauf.

Aber überhaupt, das Stadtbild war nun beherrscht von den Pappkartons, und stündlich traf man neue Bekannte und Kameraden, die sich noch schnell verabschieden wollten. Der erste Blick jedesmal beim Betreten meiner Dienststelle ging zu dem Platz, auf dem die eingegangene Post sonst immer lag. Leer, leer und immer wieder leer! Irgendwie kam mir die Sache nicht ganz klar vor. Aber dann dachte ich, daß eben alle eingezogen waren. Und zu wiederholten Malen nahm ich meine Wehrpaßnotiz zur Hand: Im Kriegsfall weiteren Befehl abwarten.

Inzwischen hat der Führer am 1. September gesprochen. Die Kampfhandlungen sind im Gange. Schnell geht der Vormarsch voran und — ich kann nicht dabei sein. Eine innere Unruhe überfällt mich: Es geht jetzt um die Befreiung deiner eigenen Heimat. Immer hast du es dir gewünscht, da einmal mithelfen zu können, und nun, nun ist es soweit. Da sitzt du herum und kannst nicht dabei sein. Wozu hast du eigentlich deine Ausbildung gehabt und die ‚Gurkenschalen' eines preußischen Unteroffiziers verdient, gehörst zu einem Truppenteil, der Grenzbataillon im Osten ist, und trotz allem ...

Dann stehe ich vor dem Kommandeur des Wehrbezirkskommandos. Melde mich hinaus. ‚Daß Sie mitwollen, kann ich gut verstehen', erklärt er mir, ‚aber wir brauchen hier auch noch Leute. Sie müssen schon abwarten.'

Ich habe keine rechte Lust zu aller Arbeit mehr. Zu jedem Nachrichtendienst im Rundfunk stürzt die ganze Dienststelle an den Lautsprecher. Wir sind nur noch zwei männliche Wesen zwischen lauter Mädeln. Jeder Heeresbericht bringt neue Nachricht vom Vormarsch unserer Truppen. Der erste Feldpostbrief meines Bruders kommt.



Aus den Wehrmachtswunschkonzerten klingen Namen alter Kameraden an mein Ohr. Alle sind dabei — nur ich nicht.

Inzwischen aber beginnt die innere Front ihren Kampf, und hier ist nun auch mein Platz. Für den Einsatz von dreieinhalbtausend Jungen aus Hitler-Jugend und Jungvolk bin ich jetzt verantwortlich. Und wieviel Aufgaben erwarten uns hier. Als erstes und Wichtigstes stürzen wir uns auf die Einbringung der Ernte. Die Schulen sind geschlossen, und wir stehen vier volle Wochen lang auf den Feldern und Äckern und helfen mit, die Ernte zu bergen.

Und so geht es weiter mit allen Maßnahmen, die wir treffen. Feuerwehr, Meldefahrer, Feldschere, Nacht- und Telephonwachen, Luftschutzdienste, Sammeln von Altmaterialien, von Eicheln, Bucheckern, Kastanien, Sammeln für das Kriegswinterhilfswerk, verstärkte vormilitärische Ausbildung, Hilfspolizeidienste, Streifendienste, Verpflegung durchfahrender Truppen und anderes mehr.

So viel kriegswichtige Dinge, daß keine Zeit mehr ist, an das ‚noch-nicht-Draußensein' zu denken, aber auch nicht mehr das Gefühl, überflüssig zu sein. Nein, mitgeholfen zu haben, daß alles bis zum letzten an der inneren Front klappt, die ebenso notwendig ist, wie die Wacht der grauen Front draußen."

**Damit hat dieser Jungbannführer für viele tausend Kameraden die Feder geführt und das gesagt, was auch sie bewegt.**

*

**Nun aber wollen Jungens und Mädels selbst über die verschiedensten Gebiete des Einsatzes, den dieser Jungbannführer in wenigen Sätzen umriß, erzählen:**

**Da ist in Düsseldorf eine Mädelgruppe, die von der Mädelscharführerin Grete Flux geführt wird und die uns gleich eine ganze Menge netter Berichte ihrer Mädel zuschickte. Erteilen wir nun der Grete Flux selbst das Wort und lassen wir sie über den Einsatz ihrer Mädel erzählen:**

„Heute rappelt das Telephon im Büro mal wieder unaufhörlich. Der Abteilungsleiter rief: ‚Fräulein Flux, schon wieder mal Telephon für Sie!' ‚Hier ist die NSV., Ortsamt Oberbilk, können Sie heute mittag vier Mädel der NSV. zur Verfügung stellen?' Na, das dauert nicht lange, ruck zuck wird der Plan, der stets im Büro vorhanden ist, durchgesehen und schnell vier Mädel herausgesucht, die heute keine Schule haben oder im Büro frei erhalten usw. ‚Jawohl! Für heute mittag können Sie um 14.45 Uhr vier Mädel haben.'

‚Was sollen diese Mädel denn schaffen?' ‚Wir haben für unsere Mütter einen Schulungskursus laufen, und damit jede Mutter ohne Sorge daran teilnehmen kann, kommen die Kinder zu uns ins Ortsamt, und hierfür brauchen wir einige Mädel, die mit ihnen spielen und singen.' Ich bin überzeugt, daß meine Mädel dies gerne tun. Alle melden sich für die nächste Woche wieder und gehen so seit sechs



Wochen regelmäßig jeden Donnerstag dorthin.

Kurze Zeit darauf ruft der Reichsluftschutzbund an. Fräulein, ich brauche unbedingt Melderinnen für morgen vormittag. In meiner Einheit habe ich 50 ausgebildete Melderinnen; die am leichtesten zu erreichen sind, werden herausgesucht. In der Zeit von knapp zwanzig Minuten werden die erforderlichen Mädel benachrichtigt, und auch sie treten am anderen Morgen pünktlich ihre Arbeit an.

Eine besonders schöne Arbeit ist bei uns das Schaffen und Wirken im Zeughaus. An drei bis vier Tagen in der Woche und Samstag nachmittags und Sonntag früh kann man dort unsere Mädel schaffen sehen. Hier braucht man sich nur umzuschauen, und man weiß seine Arbeit. Bald sind Brote zu schmieren und große Kannen mit Kaffee zu füllen, um zum Bahnhofsdienst gesandt zu werden, oder Mittagessen für die Truppentransporte zu kochen, oder auch



Betten zu bauen, Zimmer zu putzen, und was es nicht alles für Arbeit gibt. Eines meiner Mädel kam letzthin zu mir, als auch sie für diese Arbeit bestimmt wurde, und sagte: ‚Grete, so was hab' ich noch nie getan und kann das auch nicht. Und Spülen, na das mag ich erst recht nicht, immer in so Sodawasser oder Imiwasser herumwirtschaften.' Aber es dauerte nicht lange, da ist sie von anderen überzeugt worden, und auch ihr ist es jetzt Selbstverständlichkeit geworden, daß auch sie einmal in der Woche, und zwar Samstag nachmittags, wenn sie Büroschluß hat, ins Zeughaus geht, um mit ihren Kameradinnen zusammen zu arbeiten.

Fast eine jede von uns hat ihre Beschäftigung. Aber nach wie vor halten wir auch unseren Heimabend weiter ab, nur mit dem Unterschied, daß wir nicht mehr abends kommen, sondern Sonntag früh. Auch dann, wenn der Wecker rappelt, und es heißt aufstehen, fällt es der einen oder anderen mal schwer, und sie möchte lieber weiterschlafen. Aber nein, es ruft die Pflicht. Wir machen heute WHW.-Arbeiten, und flugs gehts aus den Federn.

So kommen wir sonntagsfrüh alle freudig zusammen und erzählen, was wir in der Woche alles getan und erlebt haben, arbeiten an unseren Spielsachen für das Winterhilfswerk, singen nette, frische Lieder oder lesen etwas hierzu und gehen dann mittags, mit neuen Aufgaben ausgerüstet, nach Hause.

*

**Eines ihrer Mädel, Anneliese Schieber, schreibt Euch nun über ihre Erlebnisse beim Einkaufsdienst:**

„Heute ist ein großer Tag, denn ich soll zum erstenmal ‚Einkaufsdienst' machen. So ganz behaglich ist es mir doch nicht! Ob ich es schaffen werde?

Schnell wird die Kluft angezogen, stolz die Kletterweste angetan. Denn seit gestern strahlt an dem braunen Ärmel der weiße Streifen ‚Einkaufsdienst der HJ.' Worauf ich natürlich mächtig stolz bin ...

Etwas zaghaft wird an der Türe der Frau Stolze geklingelt. Eine junge Frau mit einem kleinen Bübchen auf dem Arm öffnet mir. Und im selben Augenblick fasse ich Vertrauen zu der jungen Frau. Und sie ist mir auch ein guter Kamerad geworden. Mit vielen neuen Aufgaben bewaffnet, ziehe ich nun los. Erst kommt der Fleischer an die Reihe.

Im Laden selbst errege ich mit meiner Bundestracht und dem Streifen große Aufmerksamkeit. Freundliche Blicke kommen mir entgegen, ich fühle mich ganz sicher, fast ist es mir, als wäre ich selbst eine Hausfrau.

Mit einem schweren Netz bin ich dann eineinhalb Stunden später wieder bei meiner jungen Hausfrau eingetrudelt. Nun dachte ich mir, jetzt kommt der Knall. Bestimmt ist etwas dabei, was nicht richtig



ist. Aber aus dem zufriedenen Gesicht meiner Hausfrau ersah ich, es war alles in Ordnung. Da ich noch Zeit hatte, half ich auch noch beim Gemüseputzen. Ich bin froh, eine so schöne Aufgabe bekommen zu haben."

*

**Ihre Schwester, Käte Schieber, steht jeden Sonntagmorgen auf dem Bahnsteig und macht Bahnhofsdienst. Diese Mädel vom Bahnhofsdienst haben Euch Soldaten sicher schon oft viel Freude bereitet, und deshalb lest nun dieses kleine Erlebnis:**

„Rrrr — rasselt der Wecker — ich blinzele auf das Zifferblatt: 6.30 Uhr — huh — bin ich noch müde. Aber, raus aus den Federn! Heute ist nämlich ein besonderer Tag, ich habe Bahnhofsdienst; da fällt mir das Aufstehen gar nicht so schwer wie sonst am Sonntagmorgen.

Punkt 8 Uhr melde ich mich bei der Leiterin des NSV.-Bahnhofsdienstes. Etwas beklommen und ängstlich steige ich dann in den schönen, weißen Kittel mit der NSV.-Armbinde am Arm. So —, jetzt kann's losgehen. Da ist auch schon die erste Arbeit zu verrichten: Etwa 30 Flieger haben einen Aufenthalt von 40 Minuten und müssen verpflegt werden. Mit einem riesigen Schöpflöffel nehme ich aus einer noch riesigeren Kanne Kaffee und Suppe, mache Brote fertig, und dann hinaus mit all dem Reichtum. Wie es den Soldaten schmeckt! Wir freuen uns richtig und vergessen das Ziehen im Arm, eine Folge der ungewohnten Arbeit des Schleppens und Tragens. Die lachenden Augen der Flieger entschädigen uns reichlich. Nun muß ich schnell das Geschirr spülen, denn schon nahen neue Gäste.

Diesmal sind es ältere Landsturmmänner aus Ostpreußen, die froh das warme Essen nach der langen Bahnfahrt in Empfang nehmen. Ich lausche gespannt auf ihre Berichte und Erzählungen von all dem, was sie in den Kriegswochen und -monaten in Polen mitgemacht haben. Wie wenig haben wir doch im Vergleich dazu vom Krieg bisher gespürt! Auch der hungrigste Soldatenmagen wird hier satt, und so verabschieden sich ‚meine' Landstürmer von mir. Nun trudeln ‚Einzelgänger' ein; Soldaten, die in Urlaub oder in ihre Stellungen fahren, holen sich ihr Frühstück bei uns ab. Da heißt es wieder springen. Zwischendurch muß immer wieder das Geschirr gespült werden, damit jeder auch seinen sauberen Teller und seine saubere Tasse bekommt. So — jetzt stockt der Betrieb für einige Zeit, da wird der Zivilbevölkerung geholfen. Auf den Bahnsteigen herrscht ein reges Leben. Da ist es schnell 12 Uhr geworden; ich will gerade mit meiner Arbeit Schluß machen, da höre ich, daß noch um 12.04 Uhr ein Urlauber-



sonderzug vier Minuten Aufenthalt hat, den lasse ich mir natürlich nicht entgehen. Mit meiner Kameradin zusammen trage ich Kaffeekannen auf den Bahnsteig. — So, jetzt können die Urlauber kommen. Da braust der Zug schon in die Halle; wir laufen mit unserem Kaffee den Zug entlang — überall strecken sich uns Hände mit Kochgeschirren entgegen, wer keines hat, bekommt von uns einen Pappbecher. Hah — wie der heiße Kaffee gut tut! Ehe sich die Soldaten richtig bedanken können, gehts schon wieder weg. Hochbefriedigt und froh binde ich meinen weißen Kittel wieder ab, das war ein erlebnisreicher Sonntagvormittag für mich, da kann ich die Woche mit gutem Mut beginnen und werde natürlich am nächsten Sonntag wieder meine Pflicht tun, um ein kleines bißchen der Dankbarkeit abzutragen, die wir unseren Feldgrauen schulden."

**Eine Million Kameraden standen im Ernteeinsatz der Hitler-Jugend. Viele haben uns ihre Erlebnisse beim Kartoffelbuddeln oder Rübenziehen geschrieben. Egon Altdorf aus Berlin-Neukölln schreibt uns da einen lustigen Bericht über seine erste Schweinejagd. Wir wollen Euch diesen Bericht nicht vorenthalten.**

„Den Saustall sollte ich ausmisten. Eine noch nie getane Arbeit also, und erwartungsvoll ging ich in den Stall. Ich beugte mich neugierig und ahnungslos über die erste, weißgetünchte Buchte.

Plötzlich hörte ich ein schrilles ‚Uik, uik' und ein tiefes ‚Nöf, nöf'. Hinter mir schnaufte es, ich verlor den Boden unter den Füßen, ritt ein Stück auf einem Saurücken und lag dann mit gestauchten Knochen und summender Birne an einem Futtertrog. Verdammte Sauerei!

Ich sprang auf und hatte einen Knüppel in der Faust. Zum Krüppel wollte ich das Vieh schlagen! Ich raste! Ich wollte hinausstürzen, aber ich konnte nur hinken. Wenn diese Sau in meine Hände kommt, dann spiele ich Schlächter. Ich schwörte es ihr.

Ich hinaus auf den Hof, aber o weh, war die Sau verrückt geworden? Wie eine Besessene jagte sie um unseren beachtlichen Misthaufen und trieb alles vor sich her, was ihr nicht mehr entkommen konnte. Die Hühner, die Enten und Gänse, alles schrie und kakelte durcheinander. Unsere beiden Hunde zerrten an den Ketten, und einer überbot den andern im Bellen.

Die Kühe, die gerade auf die Wiese getrieben werden sollten und noch im Hof standen, spritzten wie wild mit erhobenen Schwänzen auseinander. Die eine hierhin und die andere dorthin, die eine in die Küche und die andere in den Pferdestall.

Ein Höllenspektakel! Ein wüstes, lustiges Durcheinander.

Haha, das war etwas für mich. Da hätte ich laut loslachen mögen, wenn ich nicht jetzt die ehrenvolle Aufgabe gehabt hätte, alles wieder ordnungsgemäß zusammenzubringen. Zum Glück waren noch unser Kuhjunge Hans und ich auf dem Hof. Die



anderen waren gottlob auf dem Felde. Hans fluchte wie ein Alter und trieb mit viel Geschrei und großem Hallo seine Milchviecher wieder zusammen. Das Federvieh kam auch langsam wieder zur Ruhe. Aber wo war nur meine Sau geblieben? Aha, da hinter dem Misthaufen. Ich schlich mich ran. Die Sau blieb ruhig stehen. Ich hob meinen Knüppel. Da zuckte der ganze Fleischbatzen zusammen und wetzte davon, daß die Schinken nur so zitterten. Enttäuscht raste ich weiter. Der Schweiß kam mir allmählich aus den Poren.

Aber da drüben stand ja das Tor offen. Teufel, Teufel! Hoffentlich rannte die Sau dort nicht hinaus. Nur das nicht, denn dahinter lagen endlose grüne Kartoffelfelder, und ich wette, ich hätte meine Sau nie wiederbekommen. Vielleicht wäre sie unter die Wildsäue gegangen. Jetzt rannte die Sau auf das Tor zu. Ich flog förmlich, ich war schon neben dem Vieh, das zum Glück ein ganz beträchtliches Gewicht hatte und daher nicht so schnell vorwärtskommen konnte. Es schnaubte und ich keuchte. Jetzt hatte ich sie Gott sei Dank eingeholt. Und wie ich die Tür zuwarf, schlitterte das Vieh mir quiekend zwischen die Beine, und schon saß ich wieder im Dreck. Ich blieb erst einmal ruhig sitzen. Mir machte das nichts mehr aus, meine Zunge hing mir zum Halse heraus. Mit wehmütigem Lächeln sah ich der Sau nach, wie sie langsam in den Hof zurückging. Ich saß auf etwas Weichem, Warmem... schad't ja nichts, schad't ja nichts; die Hauptsache war, ich hatte gewonnen.

Donnerwetter! Ich traute meinen Augen nicht. Die Sau ging langsam auf ihren Stall zu! Meine Lebensgeister wurden wieder wach. War das Vieh behext?

Da! Jetzt ging sie ganz alleine und ruhig in ihren Stall. Mir blieb das letzte bißchen Spucke weg. Ich sprang auf, rannte hinterher, und wie ich in den Stall kam, lag das Vieh in seiner Buchte, alle Viere von sich gestreckt und schnaubte und grunzte gar wohliglich.

Da war mein Geist zu Ende. Erschüttert stand ich da. Eine höhere Macht hatte mir geholfen."

*

**Für alle möglichen Arbeiten wurden unsere Jungen und Mädel eingesetzt. So schreibt uns z. B. Klaus von Bülow:**

„An einem Freitag sollte auch uns die Gelegenheit gegeben werden, unsere Arbeitsfreudigkeit unter Beweis zu stellen. Wir taten gerade unseren Dienst, da erreichte uns der Befehl: „Sonnabend, den 26. Aug., 2.45 Uhr, vor der Landdienststelle im Arbeitszeug mit Rad antreten. Verpflegung für zehn Stunden ist mitzubringen." Das war eine Sache. Welche Aufgabe würden wir wohl erhalten?

Da nur knapp sieben Stunden Zeit bis dahin war, wurde der Dienst sogleich beendet, um uns noch genug Gelegenheit zu geben, die nötigen Vorbereitungen dafür zu treffen.

Nach einigen Stunden Schlaf waren wir nun in der Nacht um 3/43 vor dem Bann. War es nun, um Aufsehen zu vermeiden, oder warum hatte man uns gerade zu dieser Zeit hierher befohlen? Als wir dann endlich um 3 Uhr aufbrachen, waren wir etwa 100 Jungen.

Nach einer Dreiviertelstunde hatten wir unseren Bestimmungsort erreicht. Ein Eisentor mit einem Posten versperrte uns den Weg in den Gutshof Großglienicke.

Nachdem wir uns ausgewiesen hatten, konnten wir dann hinein. In dem mächtigen Herrenhaus, das in der ersten Morgendämmerung noch gewaltiger erschien, war ein Fliegerhorst untergebracht.

Und auf dem Hofe lagen in unendlich langen Reihen die Benzinfässer, die wir



zu verladen hatten. Eins neben dem anderen. Jedes dieser Fässer hatte ein Gewicht von vier Zentner und einen Inhalt von 200 Litern. Nachdem wir angetreten und die Arbeit von einem Hauptmann eingeteilt worden war, rollten auch schon die ersten Lastzüge heran. Bald war es eine endlose Kette. Die Leitern wurden eingehängt und nun begannen wir die Fässer hinaufzurollen. Andere Kameraden standen im Wagen und nahmen sie in Empfang. So wurden zwei Reihen übereinander gelagert. Bald hatten wir den Arbeitsgang begriffen. Unter der Hilfe des Fahrers und seines Begleiters ging die Arbeit dann tüchtig vorwärts. Unter den Mannschaften machten wir richtige Wettbewerbe, welche zuerst den Lastwagen vollgeladen hatte. Nun war es schon ganz hell geworden, und wir konnten gut sehen, was wir geschafft hatten.

Nach einer Frühstückspause, in der wir es uns in einem großen Strohhaufen vor einer Scheune bequem gemacht hatten, setzten wir um 7 Uhr unsere Arbeit fort. Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als wir die letzte Reihe in Angriff nahmen. Unsere Jacken und Hemden hatten wir längst ausgezogen. Endlich war auch dies geschafft. Wir hatten über 200 Fässer verladen."

*

**So könnten wir nun noch unzählige Erlebnisse anführen, die uns eingesandt worden sind. Doch dann würde aus unserer „Jungen Welt" ein dickes Buch werden. Zum Schluß wollen wir noch einmal zwei Mädel sprechen lassen. Mancher von Euch Soldaten, der schon im Lazarett gelegen hat, wird sich der schönen Stunden erinnern, die ihm unsere Spielscharen bereitet haben.**



„An einem schönen Oktobertage zogen wir, die Spielschar, voller Spannung los. Wir gingen in ein Reservelazarett, um den Soldaten für ein paar Stunden die Langeweile zu vertreiben. Eine Schwester öffnete uns, und auf leisen Sohlen gingen wir lange Gänge entlang, bis wir zu einem großen Saal kamen. Das beklommene Gefühl, das wir zuerst hatten, als wir das Krankenhaus betraten, wich bald; denn die Soldaten empfingen uns mit lautem Jubel und Klatschen. Sie waren eigentlich recht ungeduldig, bis wir unsere Geigen, Klampfen, Flöten usw. ausgepackt hatten.

Doch nun war es soweit, es begann ein fröhliches Musizieren. Bald waren die Verwundeten so bei der Sache, daß sie einen Kanon mitsangen, und dann ihre eigene Leistung beklatschten. Selbst die, die eine Hand vielleicht bis auf einen Finger verbunden hatten, tippten eben mit diesem einen Finger auf ihre andere gesunde Hand, um uns Beifall zu spenden und uns zu zeigen, wie sehr ihnen das gefiel. Wenn es gar nicht anders ging, erzeugten sie durch Aneinanderklappen ihrer Schuhe das nötige Geräusch, das man Beifall nennt. Als wir dann unsere Liebesgaben bis auf einen Rest, der für die bettlägerigen Verwundeten bestimmt war, verteilt hatten, gingen wir in die einzelnen Zimmer und sangen. Auf dem Flur wurden wir mit dem Ruf „Achtung, präsentiert die Kanonen!" empfangen, und die Soldaten, die uns vorausgeeilt waren, standen Spalier. Wir voran und alle Kranken, die laufen konnten, hinterher, so zogen wir von Zimmer zu Zimmer. An unseren folgenden Spielscharabenden übten wir besonders fleißig, denn konnte man es wissen, ob wir nicht schon bald wieder in einem Lazarett musizieren durften?"

*

Das schreibt uns also Ingeborg Labsch.

Gretel Guthke dagegen ist Schwester in irgendeinem Reservelazarett. Sie schreibt uns:

„Auch hier in der Heimat können Sie Ihre Pflicht erfüllen", hatte mir der Stationsarzt des Reservelazarettes zu Berlin gesagt, als ich meinen Dienst dort antrat. Ganz eingesehen hatte ich diese Worte nicht, ja, es wäre mir viel lieber gewesen, wenn ich in ein Lazarett an die Front gekommen wäre.

Es ist mir auch in den ersten Tagen ziemlich schwer gefallen, mich in die neue Umgebung einzugewöhnen, denn wenn man so plötzlich von der Schreibmaschine fortgeholt wird ...

Aber dafür ist Krieg.

Und es geht, ich habe mich in alles eingelebt. Trotz des vielen Leides herrscht hier im Hause Frohsinn. Die Soldaten, welche nicht allzu schwer verwundet sind, unterhalten ihre schwerverwundeten Kameraden, sorgen für sie, und die Schwester, ja, die hat das restlose Vertrauen von allen Verwundeten hier.

Tausend verschiedene Kleinigkeiten sind es, die der Soldat als Wunsch hat, die Schwester liest sie ihm vom Gesicht ab, erfüllt jeden Wunsch mit lachender Miene. Ich begleite wie gewöhnlich den Stationsarzt bei seinem täglichen Rundgang durch die Station.

So hab' ich früher meinen Chef begleitet, wenn der irgend etwas besichtigt hatte. Bloß mit dem Unterschied, damals hatte ich einen Stenogrammblock in der Hand, heute trage ich die Schwesterntracht, wie viele andere auch.

Dort liegen sie in den weißen, sauberen Betten, bunte Blumensträuße stehen auch daneben.

Da drüben liegt einer, dem der Arm durchschossen wurde, er hat eine Frau und fünf Kinder daheim. Und dort wieder ein anderer, ein blutjunger Mensch. Man sieht, wie er fest die Lippen zusammenbeißt, um nicht laut aufzustöhnen. Arge Schmerzen hat er, aber er ist tapfer, keine Klage kommt über seine Lippen. Ich gehe hin und lege ihm meine Hand auf seine heiße Stirn. Dankbar schaut er mich an.

„Nicht wahr, Schwester, es ist doch alles gut, und wir haben gesiegt!"

Ich nicke ihm zu. Manchmal würgt es mir so im Halse, ich möchte heulen, richtiggehend weinen, aber es geht nicht. Ich kann und darf es nicht.

Was sollen denn erst die Soldaten sagen? Wir gehen weiter, an das nächste Bett. Hier lacht uns ein frohes Gesicht entgegen. Ein echter „Kölscher Jung". Immer hat er Unsinn im Kopf, nie zeigt sich bei ihm schlechte Laune. Das ganze Zimmer lacht über seine lustigen Geschichtchen, und schon morgens, wenn ich komme, dann fängt er an ...

„Schwester, haben Sie schon gehört ...?" Dabei geht es ihm gar nicht mal so besonders. Der linke Unterarm muß wahrscheinlich abgenommen werden. Es geht weiter, dort ein ermunterndes Wort von uns, da eine Bitte von Soldaten.

„Schwester, schreiben Sie heute für mich wieder nach Hause?" So lautet eine der vielen Bitten, und die Schwester tut alles.

Dort ein Jungbauer aus Schleswig-Holstein. Bald wird auch er wieder seinen Pflug führen können. Er spricht nicht viel, aber wenn ich am Bett sitze, erzählt er von seiner Heimat, von seinem Hof; dann leuchten seine Augen.

„Schwester, Sie kommen mich besuchen?" Da wieder einer, aus dem Arbeitsdienst. Ich war auch im Arbeitsdienst, erst im vorigen Jahr; so tauschen wir gemeinsame Erinnerungen aus.

„Weißt du noch ...?"

Der Stationsarzt meint zu mir:

„Sehen Sie, Schwester, vor einigen Tagen noch, als Sie bei uns anfingen, da glaubten Sie, hier würde nicht viel von Ihnen verlangt. Und heute, habe ich nicht recht behalten, erfüllen Sie Ihre Pflicht hier nicht genau so wie irgendwo anders?"

*

Das waren nun einige Berichte aus der Fülle der Einsendungen, die wir Euch, Kameraden an der Front, erzählen wollten.

Der Führer sagte in seiner großen Reichstagsrede:

**„Die deutsche Jugend aber wird strahlenden Herzens ohnehin erfüllen, was die Nation, der nationalsozialistische Staat von ihr erwartet und fordert!"**

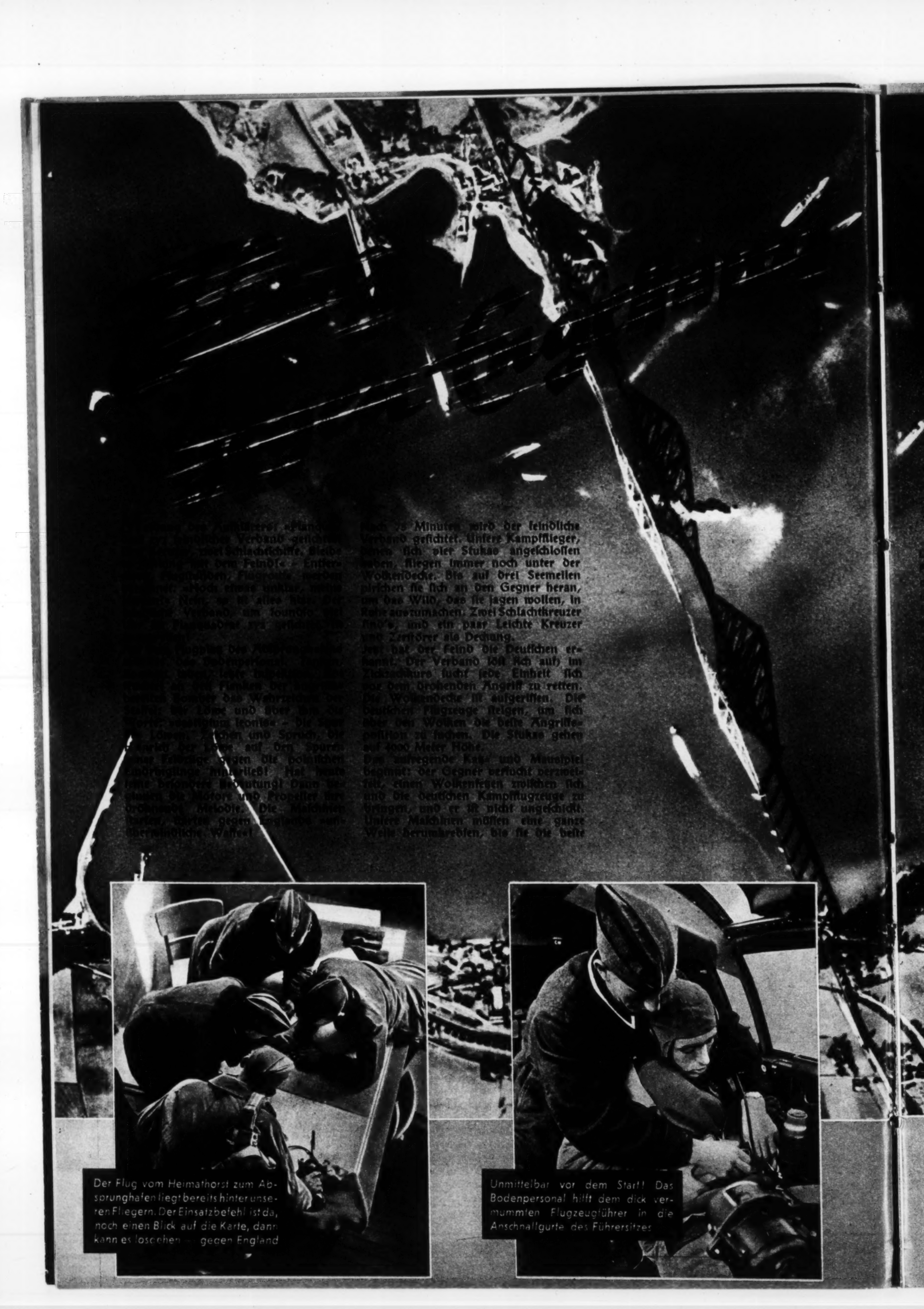
Wenn das Ergebnis unseres Preisausschreibens mit die Richtigkeit und den Beweis für dieses Führerwort erbracht hat, dann hat es seinen Sinn und seine Aufgabe erfüllt.

## English spoken – deutsch besprochen

Zwischen einfach und vornehm besteht meist nur ein kleiner Unterschied. Aber er ist da, es lebe der kleine Unterschied! So gibt es also einfache Leute und vornehme Leute, einfache Lokale und vornehme – das Leben teilt sich oft auf in einfach und vornehm. Wir wollen hier keine der beiden Kategorien verächtlich machen, dazu ist im Einfachen zu viel Vornehmes und im Vornehmen zu viel Einfaches, wir wollen unsere Betrachtungen lediglich auf ein paar Auswüchse der Vornehmheit richten. So gibt es auch einfache und vornehme Geschäfte. Der kleine Unterschied liegt in diesem Falle nicht nur im Preis, sondern auch in etwas ganz Unbestimmbarem, in einem Hauch von Vornehmheit, der zur Wachsamkeit zwingt, in – na, nennen wir es Atmosphäre. Ein vornehmes Geschäft hat Atmosphäre.

Nun sind uns bei einigen vornehmen Geschäften kleine „atmosphärische Störungen" aufgefallen. An manchen Schaufenstern prangen auch heute noch die Schilder „english spoken" oder „on parle français" als untrügliche Beweise großherrlichen Weltkaufmannstums. Nanu? English spoken? Heute noch? Wir befinden uns doch schließlich mit England im Kriege? Was sollen jetzt diese verblaßten Schilder? Es wird in diesen Geschäften zweifellos nicht mehr englisch gesprochen, also sei man konsequent! Es ist die höchste Zeit, sie abzunehmen. Ein deutsches Geschäft rühmt sich nicht mehr damit, Hüte oder Heringe auch auf Englisch oder Französisch verkaufen zu können. Es liegt kein Grund mehr vor zur Höflichkeit, der Umgang mit Engländern und Franzosen entbehrt jeglichen Entgegenkommens.

Von jetzt ab wird mit ihnen deutsch gesprochen!



[illegible] des Aufklärers: »[illegible] feindlicher Verband gesichtet, [illegible] zwei Schlachtschiffe. Bleibe [illegible] mit dem Feinde!« – Entfer- [illegible] Flugzeiten, Flugroute werden [illegible]. »Noch etwas unklar, meine [illegible]?« Nein, es ist alles klar. Der [illegible] Verband, um soundso viel [illegible] gesichtet [illegible].

[illegible] des Bodenpersonals. [illegible] letzte [illegible] an den Flanken der [illegible] Bomber das Wahrzeichen der Staffel: der Löwe und über ihm die Worte: »vestigium leonis« – die Spur des Löwen. Zeichen und Spruch, die Heinrich der Löwe auf den Spuren seiner Feldzüge gegen die polnischen Eindringlinge hinterließ! Hat heute seine besondere Bedeutung! Dann beginnen die Motore und Propeller ihre dröhnende Melodie. Die Maschinen starten, starten gegen Englands [illegible] Waffe!

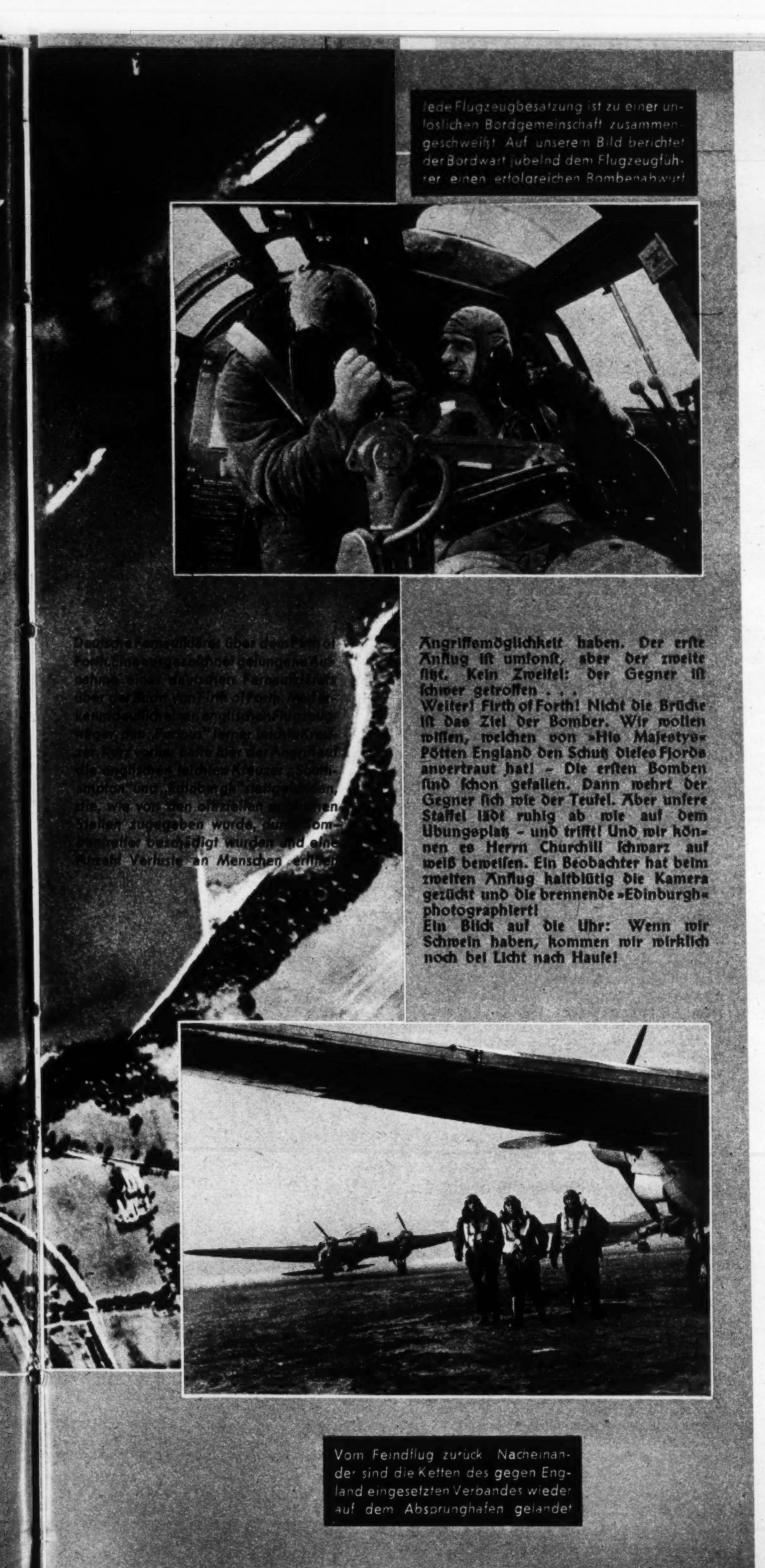
Nach 75 Minuten wird der feindliche Verband gesichtet. Unsere Kampfflieger, denen sich vier Stukas angeschlossen haben, fliegen immer noch unter der Wolkendecke. Bis auf drei Seemeilen pirschen sie sich an den Gegner heran, um das Wild, das sie jagen wollen, in Ruhe auszumachen. Zwei Schlachtkreuzer sind's, und ein paar Leichte Kreuzer und Zerstörer als Deckung.

Jetzt hat der Feind die Deutschen erkannt. Der Verband löst sich auf; im Zickzackkurs sucht jede Einheit sich vor dem drohenden Angriff zu retten. Die Wolkendecke ist aufgerissen. Die deutschen Flugzeuge steigen, um sich über den Wolken die beste Angriffsposition zu suchen. Die Stukas gehen auf 4000 Meter Höhe.

Das aufregende Katz- und Mausspiel beginnt: der Gegner versucht verzweifelt, einen Wolkenfetzen zwischen sich und die deutschen Kampfflugzeuge zu bringen, und er ist nicht ungeschickt. Unsere Maschinen müssen eine ganze Weile herumkrebsen, bis sie die beste

Der Flug vom Heimathorst zum Absprunghafen liegt bereits hinter unseren Fliegern. Der Einsatzbefehl ist da, noch einen Blick auf die Karte, dann kann es losgehen – gegen England

Unmittelbar vor dem Start! Das Bodenpersonal hilft dem dick vermummten Flugzeugführer in die Anschnallgurte des Führersitzes



Jede Flugzeugbesatzung ist zu einer unlöslichen Bordgemeinschaft zusammengeschweißt. Auf unserem Bild berichtet der Bordwart jubelnd dem Flugzeugführer einen erfolgreichen Bombenabwurf

Deutsche Fernaufklärer über dem Firth of Forth. Eine ausgezeichnet gelungene Aufnahme eines deutschen Fernaufklärers über der Bucht von Firth of Forth. [illegible] englischen Flugzeugträger den „Furious" ferner leichte Kreuzer [illegible] hier der Angriff auf die englischen leichten Kreuzer „Southampton" und „Edinburgh" stattgefunden, die, wie von den offiziellen englischen Stellen zugegeben wurde, durch Bombentreffer beschädigt wurden und eine Anzahl Verluste an Menschen erlitten

Angriffsmöglichkeit haben. Der erste Anflug ist umsonst, aber der zweite sitzt. Kein Zweifel: der Gegner ist schwer getroffen . . .
Weiter! Firth of Forth! Nicht die Brücke ist das Ziel der Bomber. Wir wollen wissen, welchen von »His Majestys« Pötten England den Schutz dieses Fjords anvertraut hat! – Die ersten Bomben sind schon gefallen. Dann wehrt der Gegner sich wie der Teufel. Aber unsere Staffel lädt ruhig ab wie auf dem Übungsplatz – und trifft! Und wir können es Herrn Churchill schwarz auf weiß beweisen. Ein Beobachter hat beim zweiten Anflug kaltblütig die Kamera gezückt und die brennende »Edinburgh« photographiert!
Ein Blick auf die Uhr: Wenn wir Schwein haben, kommen wir wirklich noch bei Licht nach Hause!

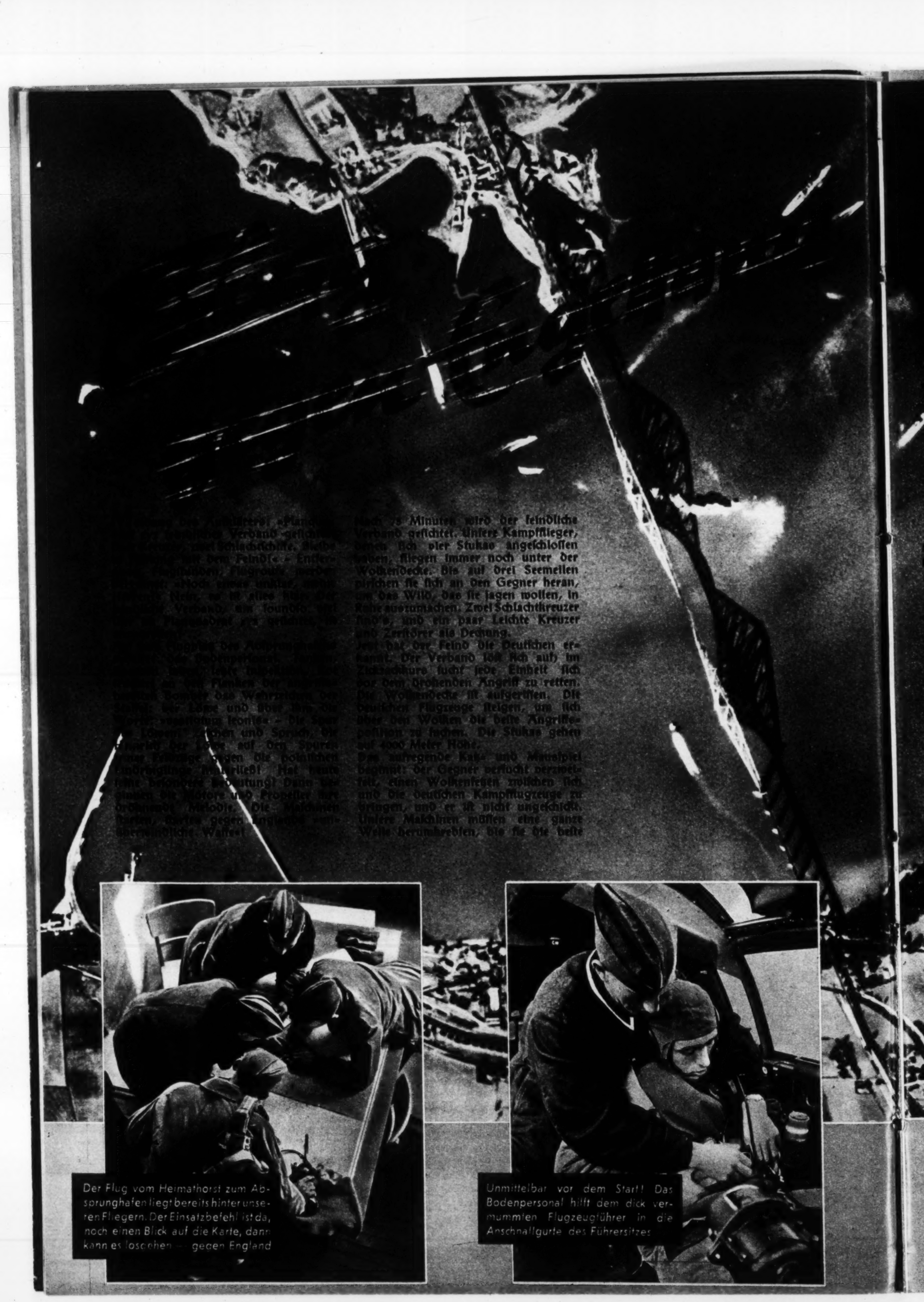
Vom Feindflug zurück. Nacheinander sind die Ketten des gegen England eingesetzten Verbandes wieder auf dem Absprunghafen gelandet

# Zaunkönig 3 meldet sich nicht

**Ein Erlebnisbericht aus dem Vorfeld des Westwalls**

Irgendwo im Vorfeld des Westwalls hat es in der letzten Nacht mächtig Zunder gegeben. Die Nachrichtenstaffel des Bataillons hat alle Hände voll mit Leitungflicken zu tun. Da kommt der Befehl an die letzten drei, die noch übriggeblieben sind: „Sofort fertigmachen zur Störungssuche. Zaunkönig drei meldet sich nicht."
Wieder Leitungsstörung? Oder etwas Schlimmeres? Zaunkönig drei liegt ziemlich weit vorn, und das feindliche Granatfeuer lag mitten auf dem Wald, in dem die Vermittlung liegt. Von den Vorposten kam zwar die Meldung „Ohne Verluste", aber wer kann wissen?
Feldfernsprecher und Bautasche umgehängt, dann los! Das Kabel zieht sich eine Straße entlang, die vom Feinde eingesehen werden kann. Es ist also äußerste Vorsicht geboten. Im Straßengraben geht es vorwärts, vorbei an Drahthindernissen und Straßensperren. Die Stiefel kleben im Lehmschlamm, zahllos sind die Wasserlöcher, aber wir haben keine Zeit, darauf zu achten. Weiter!
Halt, hier ist eine Flickstelle im Kabel. Sofort wird auseinandergetrennt und der Feldfernsprecher angeschlossen. „Traumtänzer eins" meldet sich; der Anruf bei „Zaunkönig drei" bleibt ohne Erfolg. Weitersuchen!
Das Kabel läuft in einen Wald, wo es in über zwei Meter Höhe von Baum zu Baum gespannt ist. Die Kronen der Bäume sind in der letzten Nacht vom Granatfeuer arg mitgenommen, und in den Lichtungen findet man auch ab und zu frische Granattrichter, die schon wieder voll Wasser gelaufen sind. Jetzt heißt es aufpassen; die Pioniere haben für „Unterholz" gesorgt. Bei Nacht kann man sich in den Irrgängen zwischen dem Stacheldraht elend verlaufen. Hier ist eine Stelle des Feldkabels am Baum blankgescheuert. Anschließen, durchrufen; → „Zaunkönig" schweigt. Aber schon sehen wir die gut getarnte Blockhütte durch die Bäume schimmern. Noch etwa hundert Meter, dann haben wir es geschafft. Einer rennt rasch vor, stolpert im Laufen fast in einen vollgelaufenen Unterstand, „rumms"! Was war das? Geht das Feuer schon wieder los? Ein feines Pfeifen läßt sich vernehmen, schwillt an, kommt näher, der Ton wird immer tiefer – jetzt! Ein heller Feuerschein zuckt auf, wir liegen am Boden, in Deckung, „bumm"! Eine Dreckfontäne spritzt hoch, Granatsplitter fingen, zwanzig, dreißig Meter von uns entfernt. Verdammt, das ging gut.
„Zaunkönig drei", die Blockhütte, steht noch, obwohl der Einschlag in der Richtung gelegen haben muß. Wir stürzen vor. – Richtig, gerade in der Mitte zwischen uns und der Vermittlung ist der Sprengtrichter, und da treffen wir auch schon auf die beiden von „Zaunkönig drei". Wir schütteln uns die Hände; da dröhnt plötzlich die eigene Artillerie los. „120 Schuß Vergeltungsfeuer!" Das klingt wie Musik in unseren Ohren. Jetzt kommen die Meldungen der Artilleriebeobachter durch den Fernsprecher: „Feuer war gut, Ziel völlig eingedeckt", „Volltreffer", „Volltreffer". – „Sofort Meldung an Division: Feindliche Artillerie zum Schweigen gebracht . . ."
Gegen Mittag lassen die Anrufe nach. Wir haben währenddessen die Störung beseitigt. Jetzt widmen sich alle den weißen Bohnen, die von Kameraden in Essenträgern heraufgebracht worden sind. Die Funkstelle von nebenan macht mit ihrem Empfangsgerät Tischkonzert: in Ermangelung eines Lautsprechers hat man die Hörmuscheln des Kopfhörers in Bierkrüge gelegt und die Bierkrüge in einen Eimer. Nun entgeht uns kein Ton der flotten Marschmusik. Und jetzt kommen Nachrichten: „Im Westen beiderseits auflebende Artillerietätigkeit."
„Wir haben eine Kostprobe davon bekommen", meint einer von uns. Und der andere: „Aber unsere ‚Arie' hat die richtige Antwort gegeben. Meinst du, daß denen da drüben heute das Mittagessen versalzen ist?"

Fritz Friedrich



[illegible] des Aufklärers: »Plan[illegible] [illegible] feindlicher Verband gesichtet, [illegible] zwei Schlachtschiffe. Bleibe [illegible] mit dem Feind!« – Entfer[illegible] Flugrichtung, Flugroute werden [illegible] »Noch etwas unklar, [illegible] [illegible] Nein, es ist alles klar. Der [illegible] Verband, ein [illegible] [illegible] [illegible] gesichtet, [illegible]

[illegible] des Absprunghafens [illegible] Bodenpersonal. [illegible] letzte [illegible] an den Flanken der [illegible] Bomber das Wahrzeichen der Staffel: der Löwe und über ihm die Worte: »vestigium leonis« – Die Spur des Löwen! Zeichen und Spruch, die [illegible] der Löwe auf den Spuren seiner Feldzüge gegen die polnischen Eindringlinge [illegible]ließ! Hat heute seine besondere Bedeutung! Dann beginnen die Motore und Propeller ihre dröhnende Melodie. Die Maschinen starten, starten gegen Englands »unüberwindliche Waffe«!

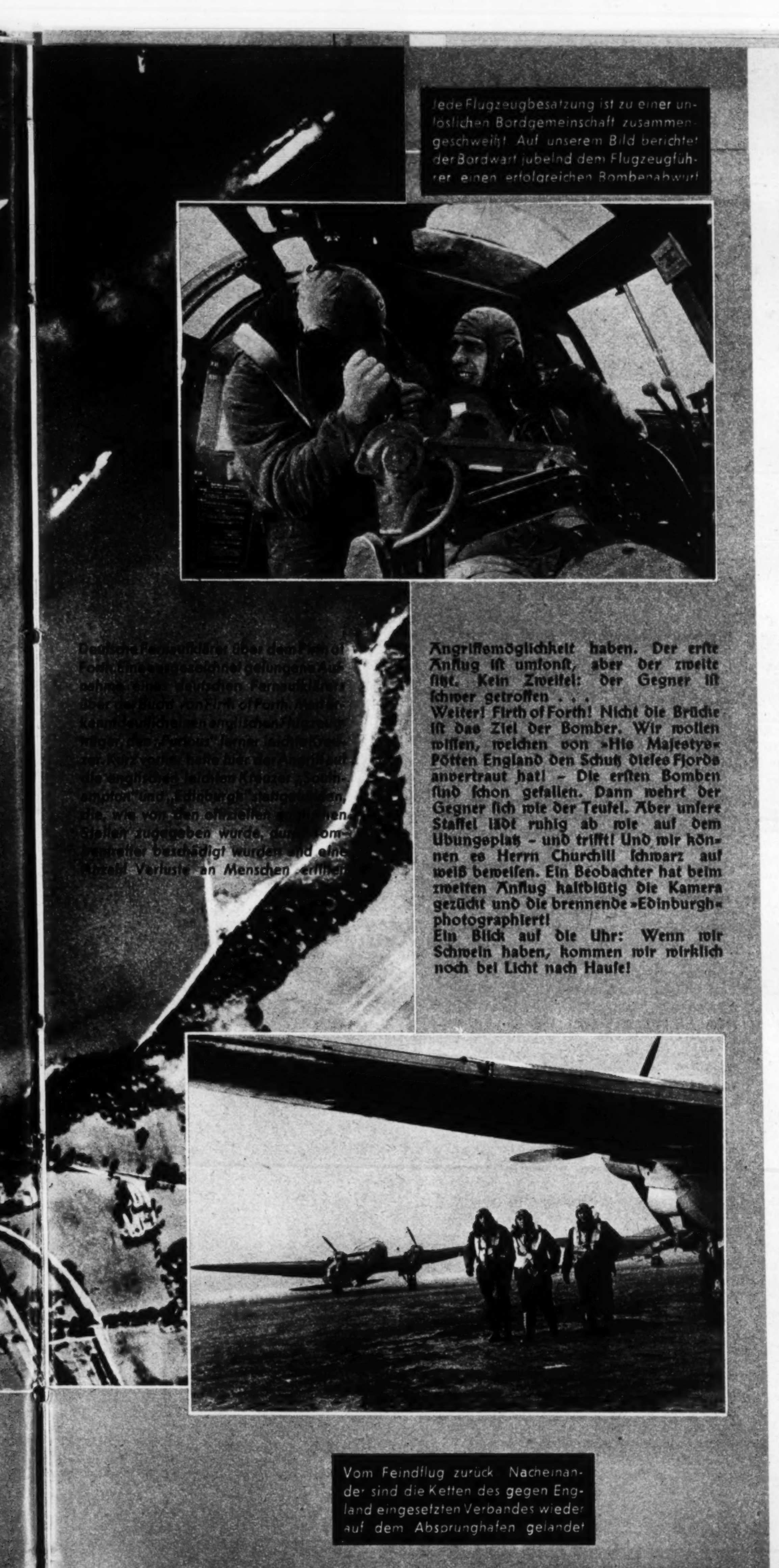
Nach 75 Minuten wird der feindliche Verband gesichtet. Unsere Kampfflieger, denen sich vier Stukas angeschlossen haben, fliegen immer noch unter der Wolkendecke. Bis auf drei Seemeilen pirschen sie sich an den Gegner heran, um das Wild, das sie jagen wollen, in Ruhe auszumachen. Zwei Schlachtkreuzer sind's, und ein paar Leichte Kreuzer und Zerstörer als Deckung.

Jetzt hat der Feind die Deutschen erkannt. Der Verband löst sich auf, im Zickzackkurs sucht jede Einheit sich vor dem drohenden Angriff zu retten. Die Wolkendecke ist aufgerissen. Die deutschen Flugzeuge steigen, um sich über den Wolken die beste Angriffsposition zu suchen. Die Stukas gehen auf 4000 Meter Höhe.

Das aufregende Katz- und Mausspiel beginnt: der Gegner versucht verzweifelt, einen Wolkenfetzen zwischen sich und die deutschen Kampfflugzeuge zu bringen, und er ist nicht ungeschickt. Unsere Maschinen müssen eine ganze Weile herumkreben, bis sie die beste

Der Flug vom Heimathorst zum Absprunghafen liegt bereits hinter unseren Fliegern. Der Einsatzbefehl ist da, noch einen Blick auf die Karte, dann kann es losgehen — gegen England

Unmittelbar vor dem Start! Das Bodenpersonal hilft dem dick vermummten Flugzeugführer in die Anschnallgurte des Führersitzes



Jede Flugzeugbesatzung ist zu einer unlöslichen Bordgemeinschaft zusammengeschweißt. Auf unserem Bild berichtet der Bordwart jubelnd dem Flugzeugführer einen erfolgreichen Bombenabwurf

Deutsche Fernaufklärer über dem Firth of Forth. Eine ausgezeichnet gelungene Aufnahme eines deutschen Fernaufklärers über der Bucht von Firth of Forth. Man erkennt deutlich einen englischen Flugzeugträger der „Furious", ferner leichte Kreuzer. Kurz vorher hatte hier der Angriff auf die englischen leichten Kreuzer „Southampton" und „Edinburgh" stattgefunden, die, wie von den offiziellen englischen Stellen zugegeben wurde, durch Bombentreffer beschädigt wurden und eine Anzahl Verluste an Menschen erlitten

Angriffsmöglichkeit haben. Der erste Anflug ist umsonst, aber der zweite sitzt. Kein Zweifel: der Gegner ist schwer getroffen . . .

Weiter! Firth of Forth! Nicht die Brücke ist das Ziel der Bomber. Wir wollen wissen, welchen von »His Majestys« Pötten England den Schutz dieses Fjords anvertraut hat! – Die ersten Bomben sind schon gefallen. Dann wehrt der Gegner sich wie der Teufel. Aber unsere Staffel lädt ruhig ab wie auf dem Übungsplatz – und trifft! Und wir können es Herrn Churchill schwarz auf weiß beweisen. Ein Beobachter hat beim zweiten Anflug kaltblütig die Kamera gezückt und die brennende »Edinburgh« photographiert!

Ein Blick auf die Uhr: Wenn wir Schwein haben, kommen wir wirklich noch bei Licht nach Hause!

Vom Feindflug zurück. Nacheinander sind die Ketten des gegen England eingesetzten Verbandes wieder auf dem Absprunghafen gelandet

# Zaunkönig 3

## meldet sich nicht

**Ein Erlebnisbericht aus dem Vorfeld des Westwalls**

Irgendwo im Vorfeld des Westwalls hat es in der letzten Nacht mächtig Zunder gegeben. Die Nachrichtenstaffel des Bataillons hat alle Hände voll mit Leitungflicken zu tun. Da kommt der Befehl an die letzten drei, die noch übriggeblieben sind: „Sofort fertigmachen zur Störungssuche. Zaunkönig drei meldet sich nicht."

Wieder Leitungsstörung? Oder etwas Schlimmeres? Zaunkönig drei liegt ziemlich weit vorn, und das feindliche Granatfeuer lag mitten auf dem Wald, in dem die Vermittlung liegt. Von den Vorposten kam zwar die Meldung „Ohne Verluste", aber wer kann wissen?

Feldfernsprecher und Bautasche umgehängt, dann los! Das Kabel zieht sich eine Straße entlang, die vom Feinde eingesehen werden kann. Es ist also äußerste Vorsicht geboten. Im Straßengraben geht es vorwärts, vorbei an Drahthindernissen und Straßensperren. Die Stiefel kleben im Lehmschlamm, zahllos sind die Wasserlöcher, aber wir haben keine Zeit, darauf zu achten. Weiter!

Halt, hier ist eine Flickstelle im Kabel. Sofort wird auseinandergetrennt und der Feldfernsprecher angeschlossen. „Traumtänzer eins" meldet sich; der Anruf bei „Zaunkönig drei" bleibt ohne Erfolg. Weitersuchen!

Das Kabel läuft in einen Wald, wo es in über zwei Meter Höhe von Baum zu Baum gespannt ist. Die Kronen der Bäume sind in der letzten Nacht vom Granatfeuer arg mitgenommen, und in den Lichtungen findet man auch ab und zu frische Granattrichter, die schon wieder voll Wasser gelaufen sind. Jetzt heißt es aufpassen; die Pioniere haben für „Unterholz" gesorgt. Bei Nacht kann man sich in den Irrgängen zwischen dem Stacheldraht elend verlaufen. Hier ist eine Stelle des Feldkabels am Baum blankgescheuert. Anschließen, durchrufen; – „Zaunkönig" schweigt. Aber schon sehen wir die gut getarnte Blockhütte durch die Bäume schimmern. Noch etwa hundert Meter, dann haben wir es geschafft. Einer rennt rasch vor, stolpert im Laufen fast in einen vollgelaufenen Unterstand, „rumms"! Was war das? Geht das Feuer schon wieder los? Ein feines Pfeifen läßt sich vernehmen, schwillt an, kommt näher, der Ton wird immer tiefer – jetzt! Ein heller Feuerschein zuckt auf, wir liegen am Boden, in Deckung, „bumm"! Eine Dreckfontäne spritzt hoch, Granatsplitter singen, zwanzig, dreißig Meter von uns entfernt. Verdammt, das ging gut.

„Zaunkönig drei", die Blockhütte, steht noch, obwohl der Einschlag in der Richtung gelegen haben muß. Wir stürzen vor. – Richtig, gerade in der Mitte zwischen uns und der Vermittlung ist der Sprengtrichter, und da treffen wir auch schon auf die beiden von „Zaunkönig drei". Wir schütteln uns die Hände; da dröhnt plötzlich die eigene Artillerie los. „120 Schuß Vergeltungsfeuer!" Das klingt wie Musik in unseren Ohren. Jetzt kommen die Meldungen der Artilleriebeobachter durch den Fernsprecher: „Feuer war gut, Ziel völlig eingedeckt", „Volltreffer", „Volltreffer". – „Sofort Meldung an Division: Feindliche Artillerie zum Schweigen gebracht . . ."

Gegen Mittag lassen die Anrufe nach. Wir haben währenddessen die Störung beseitigt. Jetzt widmen sich alle den weißen Bohnen, die von Kameraden in Essenträgern heraufgebracht worden sind. Die Funkstelle von nebenan macht mit ihrem Empfangsgerät Tischkonzert: in Ermangelung eines Lautsprechers hat man die Hörmuscheln des Kopfhörers in Bierkrüge gelegt und die Bierkrüge in einen Eimer. Nun entgeht uns kein Ton der flotten Marschmusik. Und jetzt kommen Nachrichten: „Im Westen beiderseits auflebende Artillerietätigkeit."

„Wir haben eine Kostprobe davon bekommen", meint einer von uns. Und der andere: „Aber unsere ‚Arie' hat die richtige Antwort gegeben. Meinst du, daß denen da drüben heute das Mittagessen versalzen ist?"

Fritz Friedrich



# SVEN HEDIN:

## MEINE WACHTHUNDE IN TIBET

**Am 19. Februar wird der weltberühmte schwedische Forscher 75 Jahre alt. Wir sind glücklich, aus diesem Anlaß einen Aufsatz aus seiner Feder und 3 Zeichnungen von ihm veröffentlichen zu können**

Wenn ich meiner Reise in Tibet gedenke, dann gedenke ich mit Wärme und Wehmut auch zweier Hunde, die damals mit uns wanderten und eine gewisse Rolle in der Karawane spielten. Ich fand den einen, eine Hündin, kurz nach der Geburt in Srinagar, der Hauptstadt von Kaschmir. Zuerst mußte sie zusammen mit einem anderen Hund auf dem Rücken eines Maulesels in einem Korb befördert werden. An den Lagerstätten wurden die beiden Hunde freigelassen; sie sprangen in den Zelten umher und machten sich wichtig. Einmal bissen sie ein teures Thermometer entzwei, das auf dem Boden lag, um die Kraft der Sonnenstrahlen zu messen. Ein anderes Mal rissen sie eins meiner Kartenblätter in Stücke, und ich hatte dann große Mühe, die Stücke wie in einem Puzzlespiel wieder zusammenzusetzen. Aber die Zeit verging. Wir durchkreuzten Tibet zweimal, und „Braun-Puppy", wie wir die Hündin nannten, wurde groß und vermehrte die Anzahl der Karawanenmitglieder mit kleinen schwarzen Hündchen. Diese wohnten mit ihrer Mama immer in meinem Zelt, und es bereitete mir unbeschreibliches Vergnügen, die kleinen Tiere zu betrachten und mich über ihre eigenartigen Gefühlsäußerungen zu wundern.

Als sie das erstemal ein Schneegestöber sahen, saßen sie in der Zeltöffnung und bellten, so gut sie konnten, die dichten Flocken an und schnappten nach ihnen. Als sie zum erstenmal ein Gewitter hörten, sprangen sie mit dem Schwanz zwischen den Beinen in mein Zelt und verkrochen sich. Da sie mitten im eiskalten Winter geboren waren und in der Natur Wasser nur in der Form von glasklarem Eis gesehen hatten, mußte einer von ihnen eine unangenehme Erfahrung machen, als er auf seinem Weg zum erstenmal einen Quelltümpel fand. Dieser war tief, sein Wasser kristallklar und schimmernd wie Malachit. Das Hündchen glaubte wahrscheinlich, daß man bei jeder Temperatur auf dem Wasser spazieren gehen könne, und sprang deswegen lustig von der Grasfläche auf den blanken Wasserspiegel. Man kann sich den Schrecken und das Erstaunen des kleinen Tieres vorstellen, als die verräterische Fläche plötzlich nachgab und es sein erstes gründliches Bad bekam. Der verunglückte Hund bot ein Bild unbeschreiblicher Komik, als er, endlich wieder an Land gekommen, sich neben dem verräterischen Wasser aufstellte und es anbellte.

Genug, die Hündin Braun-Puppy machte uns viel Freude, sowohl durch ihr eigenes selbstbewußtes Auftreten als auch durch die netten Nachkommen, die sie unserer Karawane schenkte.

Im ganzen Lager und besonders in meinem Zelt herrschte daher große Trauer, als Puppy uns eines Tages für immer verließ. Ein Maulesel war an einer unserer Lagerstätten gestürzt und mußte geschlachtet werden. Als wir aufbrachen, blieben Braun-Puppy und einer der anderen Hunde bei dem Maulesel, um sich einen guten Bissen Fleisch zu sichern. Unzählige Male waren die Hunde zurückgeblieben, wenn sie irgend etwas Eßbares auftreiben konnten, aber diesmal hörten wir nichts mehr von ihnen. Das Land war unbewohnt und fürchterlich öde. Nur Wölfe und Antilopen streiften zwischen den gewaltigen Hochgebirgen umher. Braun-Puppy hatte das ganze Leben in Tibet verbracht. Sie würde sich wohl durchschlagen können, meinten wir. Aber sie kam nicht mehr zurück. Nach ihr zu suchen, war hoffnungslos, und wir konnten nicht warten.

Ich lag da und horchte eine ganze Woche lang in die Nacht hinaus; wie oft erwachte ich nicht, wenn das Zelttuch sich öffnete — gerade wie damals, als Braun-Puppy zu mir hereinkroch. Doch jetzt war es nur der Wind, und ich wartete vergebens.

Braun-Puppy kam nicht zurück, und wir erfuhren niemals, was aus ihr geworden war. Hatte ein Wolf sie zerrissen oder war sie schließlich doch zu einem Nomadenstamm gekommen und dort geblieben?

Lange plagte mich der Gedanke an ihr Schicksal. In den Nächten schien es mir, als hörte ich sie in den weltverlassenen Tälern bellen und wimmern, und ich glaubte sie vor mir zu sehen mit der Nase auf der Suche nach der verlorenen Spur, die die fürchterliche Einsamkeit um uns herum längst vernichtet hatte.

In kalten stillen Nächten glaubte ich wohl auch sie auf einem Berghang sitzen zu sehen, wie sie in trostloser Verzweiflung den Mond ankläffte ...

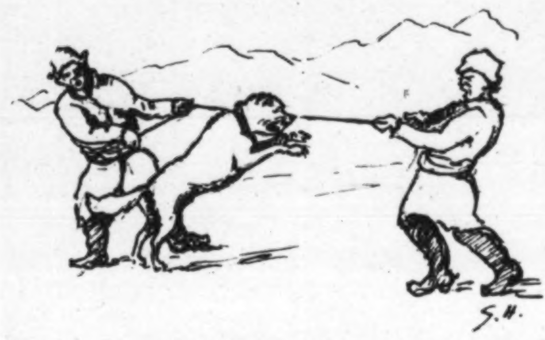
Nachdem wir die beiden Hunde verloren hatten, brauchten wir neue Wächter, und diese bekamen wir einige Zeit später, als wir mit Nomaden in Berührung kamen. Es war in der kritischen Zeit, als ich in einer Verkleidung umherreiste und als Knecht oder Hirte Schafe vor mir hertrieb.

Da begegneten wir einmal einem einsamen Tibetaner zu Pferd, dem ein



großer, struppiger und bösartiger Schafhund folgte.

Mein Karawanenführer kaufte Pferd und Hund. Mit Hilfe des früheren Besitzers wurde ein kräftiger Strick um den Hals des Hundes gelegt und die rasende Bestie von zweien meiner Leute geleitet. Er zog und zerrte, er sprang, bellte und jammerte. Der Schaum stand auf seinen Lefzen, er zeigte seine weißen Reißzähne, die jeden Augenblick bereit waren, die Kehlen seiner Plagegeister zu fassen, und seine Augen flammten rot vor unauslöschbarem Haß.



Wir verstanden, daß ein Strick nicht genügte, ihn festzuhalten. Im Lager wurde daher die Zeltstange mit dem einen Ende an seinem Hals befestigt, mit dem anderen Ende an einem in die Erde eingeschlagenen Eisenpflock. Aber den Hund hier anzubinden, war leichter gesagt als getan. Während er noch an seinem Strick festgehalten wurde, warfen wir einen zusammengefalteten Teppich über ihn, und auf diesen setzten sich vier der Männer. Da lag das Untier wie in einem Schraubstock, und die Zeltstange konnte an seinem Hals festgemacht werden. Als diese Operation vorüber war, mußten die Männer sich aber tüchtig dazuhalten, um nicht doch noch seine Reißzähne spüren zu müssen.

Wir nannten ihn Takkar. Die Bosheit war nicht aus ihm herauszutreiben. Wenn einer von uns nur in seine Nähe kam, bellte er sich heiser.

Klein-Puppy, ein Nachkomme von Braun-Puppy, der gleiche Hund, der seinerzeit in die Quelle gestürzt war, war der einzige, der sich ihm nähern durfte. Er war sogar so frech, daß er ihn in die Ohren zwickte, doch Takkar beantwortete alle solche Einladungen zum Spiel mit erhabener Verachtung. Und die Zeit verging. Takkar bekam so viel frisches Fleisch und so viele Knochen, wie er fressen konnte. So flott hatte er es sicher unter den Tibetanern niemals früher gehabt. Er wurde ganz in der Nähe meines Zelteingangs festgebunden, um den Tibetanern die Lust zu nehmen, hineinzuschauen und meine Verkleidung zu erkennen.

Einmal, als wir keine unangenehmen Nachbarn hatten, saß ich in der Zeltöffnung und zeichnete. Da sah ich, daß Takkar mir so nahe kam, wie sein Strick es zuließ, ungefähr eine Armlänge. Er fing an zu winseln und streckte mir die Pfote entgegen.

„Na, was willst du denn?" fragte ich. Er spitzte die Ohren und legte den Kopf zur Seite.

„Wollen wir endlich gute Freunde werden, alter Takkar?" fragte ich und ging ihm entgegen. Da fing er ein jämmerliches Geheul an, sprang auf mich zu und scharrte mit seinen Pfoten auf meinem zerrissenen Pelz herum. Sein Entzücken kannte keine Grenzen. Wir verstanden uns. Aus seinem Gebell konnte man deutlich heraushören, was er meinte: „Komm und spiel mit mir, statt dazusitzen und griesgrämig auszusehen."

Ich nahm seinen struppigen Kopf zwischen meine Hände und streichelte ihn, so daß der Staub aus seinem Fell herauswirbelte.

„Komm jetzt, Takkar", sagte ich, „dann wirst du etwas Lustiges sehen." Damit setzte ich mich neben ihn auf den Boden und legte seinen Kopf in meine Knie, knüpfte den harten Strick um seinen Hals auf, warf die Zeltstange zur Seite und ließ ihn laufen. Er stieß ein Freudengebell aus, schüttelte sich und sprang wie ein Pfeil in die Einöde hinaus.

Meine Leute saßen in geziemendem Abstand und schauten zu, außerordentlich erstaunt über meine Dressurkunst.



Jetzt springt er wohl zu seinem früheren Besitzer zurück, dachte ich. Aber nein doch, er war nur glücklich über seine Freiheit, wollte nach der langen Gefangenschaft Bewegung haben, und kam schon nach einer halben Minute wie ein Wirbelwind zurück, sprang gerade auf Klein-Puppy zu, der mehrmals herumrollte und böse wurde, rannte um das Zelt herum, so daß er eine Staubwolke nach sich zog, überrannte abermals Klein-Puppy, der noch wütender wurde, machte einen Bogen um die weidenden Pferde und sprang zum drittenmal auf den unglücklichen Klein-Puppy zu, der nun vollständig die Fassung verlor und unter wahnsinnigem Gebell vergebens der wilden Jagd von Takkar zu folgen versuchte. Ich hatte also einen neuen Freund bekommen, einen neuen Gesellschafter in der Einsamkeit Tibets.

Jeden Abend spielte ich eine Weile mit Takkar. Aber er durfte niemals über die Schwelle meines Zeltes treten. Dafür sorgte Klein-Puppy. Er war der Wächter meines Zeltes, der beste, den man sich überhaupt denken konnte. Da ich in der Verkleidung reiste und jeden Augenblick entdeckt werden konnte, kam es darauf an, eine treue Schar um mich zu haben. Keiner spielte seine Rolle besser als Takkar. Die Menschen konnten einem leid tun, die meinem Zelt zu nahe kamen. Ich konnte vollkommen beruhigt sein, denn keine Menschenseele durfte nahe kommen. Takkar trug in hohem Maße zu dem glücklichen Ausgang meiner gefährlichen Wanderung durch das verbotene Land bei. Er half mir zu dem Triumph, daß ich der erste weiße Mann war, der seit Erschaffung der Erde durch diese dunklen Regionen von Transhimalaja wanderte. Und darum denke ich an ihn mit Freude und Dankbarkeit, so wie man eines treuen Freundes unter den Menschen gedenkt.

Aber auch für Takkar kam in unserer Karawane einmal der letzte Tag.

Wir hatten die Grenze zwischen Tibet und Indien überschritten und wollten gerade das Himalajagebirge bei dem Tal des gewaltigen Stromes Satledsch überschreiten. Wir näherten uns mehr und mehr niedrigeren Regionen. Den tibetanischen Winter hatten wir verlassen und gingen den warmen Sommerwinden Indiens entgegen. In Tibet wächst kein Baum. Nun zogen wir durch Wälder von königlichen Himalaja-Zedern.

Takkar hatte niemals einen Baum gesehen. Er hatte Angst vor ihnen; sie erhoben sich wie drohende Riesen zur Seite des Weges. Sie streckten ihre Arme aus, und in ihren Kronen rauschte es rätselhaft.

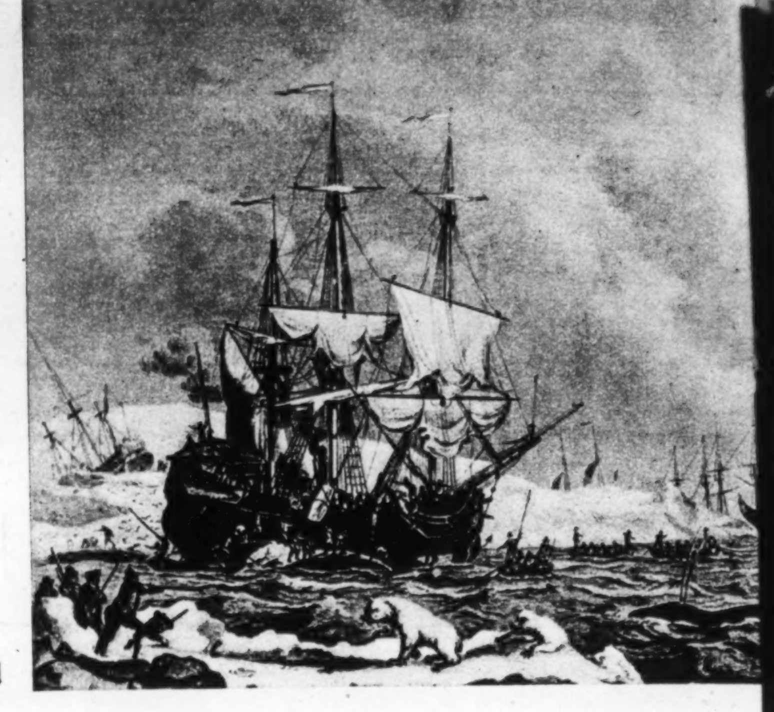
Jeden Tag nahm die Wärme zu. Der arme Takkar in seinem dicken, zotteligen Fell litt ungeheuer.

Er sprang in den Schatten hinein und versuchte, sich in die Erde hineinzuscharren. Er trank aus jeder einzelnen Quelle und legte sich rücklings in jeden Bach, um sich abzukühlen, und gewöhnlich kam er als letzter zur Lagerstätte.

Doch eines Abends kam er nicht wieder zurück. Er war umgekehrt, und von Sehnsucht übermannt war er nach Tibet zurückgesprungen, in die schneegekrönten Hochgebirge, die unendlichen Weiten und zu den ewig und unveränderlich brausenden Stürmen.

(Ins Deutsche übertragen von Dr. Paul Graßmann)

# Mit 11 Jahren auf Walfang



## Erlebnisse eines deutschen Jungen vor 170 Jahren

Wenn wir die kühnen Taten der Wikinger und der Hanse bewundern, vergessen wir meistens die glanzvollen Jahrzehnte, in denen einst der deutsche Walfang jene große Tradition schuf, an die wir anknüpfen konnten. Die abenteuerlichen Erlebnisse des elfjährigen Jens Jacob Eschels von der Insel Föhr auf seiner ersten Grönlandfahrt führen uns mitten hinein in diese große Zeit der deutschen Seefahrt.

Damals, vor zweihundert Jahren, spielten die Friesen eine beherrschende Rolle im Walfang, und selbst kleine deutsche Insel- und Küstendörfer rüsteten viele eigene Waler (Fangschiffe) aus. Noch heute künden in jenen Orten alte Bilder und Geräte, bemalte Kacheln und Zäune aus Walkinnladen von den ruhmvollen Tagen, durch die der frohe Ruf „Wal! Wal!" geklungen ist.

Viele deutsche Waler sind im Grönlandeis zermalmt worden, und groß ist die Zahl der Menschen, die auf den gefährlichen Fahrten Leben und Gut lassen mußten — im Kampf mit Meer und Eis und mit den Walen, die damals noch mit Handharpunen und Abstichlanzen gejagt wurden.

Von den Jungen der friesischen Inseln, die in jener Zeit vom Vater oder einem Verwandten mit auf Walfang genommen wurden, waren manche nicht älter als zwölf Jahre. Jens Jacob Eschels war sogar erst elf Jahre alt, als er zu einem Kommandeur ging, um sich anheuern zu lassen. Vorher zog er zwei Paar Strümpfe, drei Hosen und drei gefütterte Hemden an, damit er dicker und männlicher aussehe. Der Kommandeur (Führer eines Walers) versprach ihm eine Heuer, und als der Wind günstig wurde, segelte man los.

Damals verließen jährlich an die 1200 Seeleute die Insel Föhr, um auf Walfang zu gehen. Das zeigt, wie gefragt die Friesen als Nachfolger der berühmten baskischen Walfänger geworden waren. Nun sollte auch Jens seine Eignung als zukünftiger Waljäger beweisen. Aber in dem überfüllten Schiff wurde er von dem dicken Qualm aus den Stummelpfeifen der Alten, der die Kajüte vernebelte, erst einmal mordsrichtig seekrank — und zwar derart plötzlich, daß er in Not und Eile zu seinem Stiefel griff . . .

In Amsterdam nahm ein dreimastiges holländisches Walschiff, „De Stadt Swolle", Jens als Unterkajütswächter an. Lassen wir ihn nun selber erzählen: „Meine Arbeit lernte ich gut verrichten; das allerärgste war für mich, das Gelbeerbsenback auszuschrappen oder was die Leute, die an der Back (einer großen hölzernen Schüssel) speisen, dann nachlassen, mußte ich als Backjunge aufessen. Da ich nun von Kindheit an nie gerne gelbe Erbsen aß, so war dies eine große Plage für mich."

Aber noch bevor das Schiff nach Grönland kam, erlöste der freundliche Kommandeur unseren Jens von dieser Mahlzeit — allerdings auf Kosten der Hygiene. Er sagte nämlich: „Nun, dann magst du in Zukunft dem Schiffshund das Back geben, daß der es ausleckt!"

Im Grönlandeise fanden sie gleich bei der Einfahrt ein Schiffswrack. Sie machten an einem Eisfelde fest, auf dessen anderer Seite kurz darauf ein Schiff durch das Drängen des Eises verlorenging. Wenige Tage später, man hatte nur geringe Beute gemacht und davon noch manches an gefräßige Haie abgeben müssen, die man aus Rache mit dicken Haken fing, wurde auch „De Stadt Swolle" so sehr vom Eise umschlossen, daß das Schiff



Das Abspecken des Wales im 16. Jahrhundert

Walfischfang im 19. Jahrhundert



Der Walfischfang im 18. Jahrhundert

krachend auf die Seite fiel und die Mannschaft schnellstens von dem berstenden Schiff auf das drängende Eis fliehen mußte.

Ein anderer Waler nahm Jens auf. Aber auch er wurde nach einer Stunde zerquetscht. So verlor der Junge aus Föhr an einem Tage zwei Schiffe unter seinen Füßen. Nicht genug des Unglücks! Wenige Stunden später wurde ein dritter Waler zusammengedrückt. So stand die Mannschaft der drei verlorenen Schiffe, an 130 Mann, auf dem Eise. Nur noch ein holländischer Segler lag in der Nähe. Er war vom Eise weit in die Höhe gehoben, aber dadurch gerettet worden. Wohl nahm er die Schiffbrüchigen auf, doch alle Versuche, ihn freizubekommen, scheiterten. Da riet ein alter Matrose, die ganze Mannschaft möge hinten aufs Deck gehen und dann geschwind auf Kommando nach vorn laufen. Der Rat war gut, denn nun glitt das Schiff in schneller Fahrt, wie bei einem Stapellauf, vom Eise auf das offene Wasser.

Jens konnte nun heimreisen und kam gesund und munter zu Hause an. Bald kehrte auch der Vater, der drei Jahre als Steuermann gefahren war, nach Föhr zurück und freute sich, daß er nun schon einen seefahrenden Sohn hatte.

Diese Erlebnisse des elfjährigen Friesenjungen zeigen, daß höchstes seemännisches Können, Mut, ein kalter Kopf und ein Herz voller Todesverachtung dazu gehörten, um auf Walfang zu gehen. Es war ein hartes, aber herrliches Leben, das den ganzen Mann forderte und die Menschen zu einfachen und guten Sitten, zu einer reinen Gesinnung erzog.

Schwer und gefahrvoll war es, den riesigen Wal zu jagen, und hart war die Arbeit des Abspeckens und Trankochens. War der Fang reich, dann kehrte Wohlstand und Glück in die heimatlichen Dörfer der Waljäger ein. Oft aber blieben die Besten draußen oder wurden tot heimgebracht. Manche Walfänger, die jedes Frühjahr auszogen, sahen viele Jahre, einige ganze Jahrzehnte lang, die Schönheit des heimatlichen Sommers nicht . . .

Was damals war, ist lange vergessen worden, bis wir es mit neuem Leben erfüllten. Heute erklingt wieder auf deutschen Walschiffen der alte, schöne Ruf „Wal, Wal!" Er verkündet, daß wir ein großes Erbe der Vergangenheit zielbewußt in eine neue Hochzeit des Walfangs hinübertrugen!

Fritz Gerlach

# Woher haben wir das Tauchboot?

Die Menschen haben schon lange den Wunsch gehabt, auch unter Wasser daherfahren zu können. Das ist ja auch kein Wunder. Sie sahen die Fische, die auf jede beliebige Tiefe hinuntertauchen können, um im nächsten Augenblick wieder an die Oberfläche emporzuschießen: warum sollte das der Mensch nicht auch können?

Die Sache kam aber nicht recht voran, weil niemand den Zweck einsah, dem ein solches Tauchboot dienen könnte. Bis im Jahre 1775 ein Mann den Zweck gefunden hatte. Es war ein Amerikaner namens David Bushnel. Amerika lag damals gegen England im Krieg, um seine Unabhängigkeit zu erringen. England hatte eine große Flotte. Die amerikanische Flotte war noch jung und klein. Da meinte Bushnel, man müßte ein Tauchboot bauen, um unter Wasser an die großen Schiffe heranzupirschen und sie durch Minen zu zerstören.

Bushnel baute solch ein Boot. Es war nur so groß, daß gerade ein Mann darin Platz hatte. Mit einer Handkurbel mußte der Mann die Schraube bedienen, die das Boot voranbewegte. Im Bug (Vorderteil) des Bootes war ein Bohrer angebracht. Und an dem Bohrer hing eine Mine mit Zeitzündung. 1775 machte Bushnel mit seinem Boot auf der Reede von New York seinen ersten Versuch. Er steuerte eine englische Fregatte an, erreichte das Schiff auch wirklich, hatte aber das Unglück, mit seinem Bohrer auf eine eisengepanzerte Stelle des Schiffsrumpfes zu stoßen. Er mußte also unverrichteter Dinge wieder umkehren. Auf der Rückfahrt explodierte auch noch die Mine, ohne allerdings Schaden anzurichten. Dieser Ausgang hat aber den braven Mann so entmutigt, daß er nie wieder den Versuch wiederholte.

26 Jahre später griff der Amerikaner Foulton, der Erfinder des Dampfschiffes, die Sache wieder auf. Sein Boot war schon fortgeschrittener. Es hatte Raum für mehrere Mann Besatzung, und seine Schraube wurde durch ein Tretrad angetrieben.

1801 führte Foulton sein Boot in Frankreich dem damaligen ersten Konsul, Napoleon Bonaparte, vor. Obwohl seine Tauchversuche sehr gut gelangen, konnte er Napoleon nicht begeistern. Da ging Foulton nach England. Aber auch da fand er keine Förderung. Warum, das werden wir noch sehen. Als niemand etwas von Foultons Tauchboot wissen wollte, gab auch er die Sache auf; das Tauchboot wurde vergessen.

Bis im Jahre 1850 ein Deutscher mit einer neuen Konstruktion auftrat. Es war der bayrische Unteroffizier Wilhelm Bauer.

Bauer bot seine Erfindung der damaligen Regierung von Schleswig-Holstein an. Deutschland zerfiel damals noch in viele Kleinstaaten. Sein Vorschlag gefiel. Also wurde sein Boot in Kiel gebaut. Und 1851 machte Bauer mit zwei Besatzungskameraden den ersten Tauchversuch. Er gelang. Und weitere glückliche Tauchversuche folgten. Aber dann ereilte ihn das Unglück: er geriet auf zu große Tiefe und bekam das Boot nicht mehr an die Oberfläche. Bauer und seine zwei Kameraden konnten sich retten. Aber für sein Tauchboot interessierte sich niemand mehr.

36 Jahre später wurde das Wrack gehoben. Heute steht es in Berlin im Museum für Meereskunde. Und ein U-Boot der jungen großdeutschen Flotte trägt den Namen „Wilhelm Bauer".

Warum mußten all diese Versuche scheitern? Es fehlte noch die für ein Tauchboot geeignete Antriebsmaschine. Als die Deutschen Daimler und Benz den Verbrennungsmotor erfunden hatten, war auch die Zeit für das Tauchboot gekommen. 1897 konnte so das erste brauchbare Tauchboot der Welt vorgeführt werden. Sein Erbauer war der französische Ingenieur Laubeuf.

Seitdem sind noch viele Vervollkommnungen erfunden und hinzugefügt worden. Daran waren Amerikaner und Schweden, Franzosen und vor allem Deutsche beteiligt. Die Engländer beschäftigten sich erst sehr spät mit dem Tauchboot. Warum? Nun, sie erinnern sich an Sir John Jervis. Der war im Jahre 1805 Erster Seelord der britischen Admiralität gewesen, als Foulton in England sein Tauchboot vorführte. Sir John Jervis lehnte die Erfindung ab mit den Worten: „Seht nicht hin und rührt nicht daran! Wenn wir das aufnehmen, werden es andere Nationen auch tun; und es wird der größte Schlag gegen unsere Überlegenheit auf dem Meere sein, den man sich vorstellen kann." Sir Jervis hat recht gehabt. Im Weltkrieg und im gegenwärtigen Krieg hat England die Schlagkraft der U-Boot-Waffe bitter zu spüren bekommen.

Peter A. Horn

# Tips am Rande

Die Berge tragen ihr Schneekleid noch, die Tage sind immer noch naß und kalt aber trotzdem: der Winterschlaf ist bald vorbei! Schon kehren die ersten Zugvögel heim. Spechte trommeln auf dürre Zweige und allenthalben regt es sich bei Pflanzen und Tieren. Manchmal scheint die Sonne schon recht warm durch die Wolken. Bald ist wieder Frühling. Die Luft im Zimmer ist stickig geworden. Wir wollen hinaus!

Neben unserem Einsatz auf dem Kriegsschauplatz „Innere Front" wollen wir unseren Sportbetrieb nicht vergessen. Denn für uns ist Sport niemals Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck. Und wer von euch wollte wohl steif und schwächlich zu den Soldaten kommen?

Mit diesem Monat nehmen wir den Waldlauf wieder auf. Der Waldlauf stählt den Willen des einzelnen und ist eine Übung, um größte Ausdauer zu erreichen. Doch merkt euch für den Waldlauf ein für allemal: Der Waldlauf ist kein Straßenlauf! Die Landstraße ist durch ihre Härte, ihren Staub und den Verkehr völlig ungeeignet. Lange und starke Steigungen sind zu vermeiden, denn die inneren Organe dürfen nicht überanstrengt werden. Der Boden soll nach Möglichkeit elastisch sein und federn (Heide, Wiese, Wald).

So weit der Waldlauf. Aber es gibt noch so viele Arten des Sports, die ihr im Freien durchführen könnt. Wir nennen da nur: Pendelstaffeln, Jägerball, Spiele mit dem Medizinball und was ihr da alles in euern Büchern: „HJ. im Dienst" und „Pimpf im Dienst" lesen könnt.

Daß eine Turnhalle jetzt in dieser Zeit anderweitig belegt ist, ist kein Grund, um den Sport ausfallen zu lassen. Im Monat Februar könnt ihr euch draußen schon genug austoben. Und dabei braucht der Sport gewiß nicht nur aus Fußball zu bestehen.

Ein Kapitel für unsere Na

# PeCe – ein neues deutsc

## EINE SPINNFASER AUS KOHLE UND KALK

In zehnjähriger Entwicklungsarbeit ist in den Laboratorien eine neue Kunstspinnfaser geschaffen worden, mit der ein neuer Abschnitt in der Erzeugung industriell geschaffener Spinnfasern beginnt. Man hat ihr den Namen PeCe gegeben. Das sind die Anfangsbuchstaben der chemischen Substanz, aus der sie geschaffen wird. Der Chemiker nennt diesen Stoff Polyvinyl-Chlorid und er erzeugt ihn aus Kohle und Kalk. Der Weg der PeCe-Faser beginnt also im Kohlenschacht und im Kalksteinbruch.

Man kann sich vorstellen, daß es nicht einfach ist, aus Kohle und Kalk weiche schmiegsame Spinnfasern zu erzeugen. Aber mit dem Rüstzeug der Wissenschaft ist es unseren Chemikern gelungen. Sie machen das so, daß sie Kohle und Kalk zu Karbid vereinen. Dem Karbid wird dann Wasser zugeführt; dadurch entsteht Azetylen.

Das hat man früher auch schon gemacht, wenn man beispielsweise Azetylen in der Fahrradlampe als Leuchtgas benutzte. Inzwischen haben aber die Chemiker herausgefunden, daß Azetylen noch nützlicher verwendet werden kann, so etwa zur Herstellung von Buna, Deutschlands künstlichem Gummi oder zu PeCe-Fasern.

Mit Salzsäure vereint, verbindet sich nämlich Azetylen zu Vinylchlorid, einem Stoff, der noch immer gasförmig ist. Durch ein kompliziertes Verfahren wird er dann zu einer festen Masse umgebildet, zu Polyvinyl-Chlorid. Damit nun aber das Polyvinyl-Chlorid zu Spinnfasern verwandelt werden kann, muß es verflüssigt werden. Danach preßt man die flüssige Masse durch haarfeine Löcher, sogenannte Spinndüsen, in ein chemisches Bad, wo sie zu Fasern erstarrt.

### DIE CHEMIE ÜBERTRUMPFT DIE NATUR

PeCe-Faser ist freilich keine Zellwolle, da sie ja nicht aus Zellulose (also Holz als Ausgangsstoff) geschaffen wird. Überhaupt kann PeCe mit keinem bisher bekannten textilen Rohstoff verglichen werden. Sie ist etwas völlig Neues, Niedagewesenes. An der Zellwolle ist immerhin das Material, aus der sie besteht, ein natürlicher Stoff. Denn Zellulose ist ja die Gerüstsubstanz der pflanzlichen Natur. Bei der Erzeugung der PeCe-Faser wird aber anders als bei der Zellwoll- oder Kunstseidenerzeugung nicht nur die Faser durch die Kunst der Chemiker industriell geschaffen, sondern auch die Masse, aus der sie erzeugt wird: das Polyvinyl-Chlorid.

PeCe ist daher sowohl in der Substanz als auch in der Form eine von Menschenhand geschaffene Spinnfaser, und zwar ist sie die erste in ihrer Art, die je in Großproduktion erzeugt worden ist.

Da nun aber PeCe-Faser aus einer ganz anderen Substanz besteht als Baumwolle, Wolle oder Zellwolle, so hat sie auch völlig andere Eigenschaften. Und durch sie übertrumpft PeCe-Faser in ihrem besonderen Gebrauchswert jede Naturfaser und sie kann darin auch mit keiner anderen bis zu ihrer Erfindung bekannten Kunstspinnfaser verglichen werden.

### SÄUREFESTER ALS GOLD!

Freilich wird man PeCe-Gewebe nicht zu Alltagskleidung verarbeiten, da die Faser – ähnlich wie Wolle – schrumpft, wenn sie über 90 Grad Celsius erhitzt wird. Aber zu diesen Stoffen haben wir ja

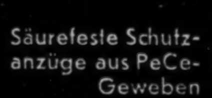



die alten Spinnfasern oder die Zellwolle. Diesen altgewohnten Spinnfasern gegenüber hat PeCe aber Vorzüge, durch die sie ihnen allen überlegen ist. Sie ist nämlich säurefest und laugefest, es kann kein Wasser in sie eindringen und darum quillt und schrumpft sie nicht, wenn man sie ins Wasser legt. Auch kann sie durch Fäulnisbakterien nicht angegriffen werden. PeCe=Faser=Erzeugnisse werden darum im dicksten Schlamm und schmutzigsten Wasser nicht faulen, und schließlich ist PeCe=Faser nicht entflammbar. Wenn PeCe=Erzeugnisse mit einer offenen Flamme in Berührung kommen, schrumpfen sie zwar zusammen, aber sie brennen nicht, und sobald die Hitze weicht, erstarren sie zu einer festen Masse.

Aus all diesen einzigartigen Eigenschaften ergeben sich die Verwendungsmöglichkeiten der PeCe.

## WO VERWENDEN WIR PECE?

Welch große Bedeutung beispielsweise PeCe=Netze und =Seile in der Fischerei erhalten werden, ergibt sich daraus, daß die Rentabilität dieses Gewerbes dadurch stark belastet ist, daß die bisher gebräuchlichen Netze in der Regel nur eine Fangzeit gebraucht werden können. Danach sind sie entweder verrottet oder durch die Larven der Eintagsfliegen, die sie als Nährboden ihrer Brut benutzen, zerfressen. Da PeCe=Netze nicht faulen und von der Brut der Fliegen auch nicht angefressen werden, haben sie eine ungleich längere Lebensdauer als die bisher gebräuchlichen Netze aus Baumwolle oder Flachsfasern. Auch PeCe=Seile oder =Schnüre sind viel haltbarer als solche aus gewachsenen Faserstoffen. Man kann PeCe=Gewebe aber auch als feuersichere Bespannungsstoffe benutzen. Vor allem aber hat die chemische Industrie durch die säure= und laugefesten PeCe=Tuche ein geradezu ideales Filtermaterial erhalten. Und dieser Industriezweig ist denn auch der eigentliche Verwendungsbereich der PeCe=Faser.


Säurefeste Schutzanzüge aus PeCe-Geweben

Die chemische Industrie verbraucht alljährlich viele hunderttausend Kilogramm Spinnfasern in Form von Filterstoffen. Daß Woll= und Baumwolltuche den meisten Chemikalien kaum standhalten, ist offensichtlich. PeCe=Faser aber wird selbst von Königswasser, der stärksten Säure, die es überhaupt gibt und die selbst Gold zerfrißt, nicht angegriffen. Darum ist es möglich geworden, durch Einsatz von PeCe=Filtern, die zum Teil 30= bis 50mal haltbarer sind als Woll= oder Baumwollfilter, beträchtliche Mengen gewachsener Spinnfasern entweder einzusparen oder zu Anzug= oder Kleiderstoffen zu verarbeiten. Große Bedeutung kommt auch den säurefesten Schutzanzügen für chemische Betriebe zu, die aus PeCe=Geweben gemacht werden. Sie schützen die Arbeitskameraden, die mit aggressiven Chemikalien arbeiten, weit besser gegen Säurespritzer als die dicksten Wollanzüge.

Dabei ist es besonders erfreulich, daß PeCe=Faser aus solchen Rohstoffen geschaffen wird, die wir in unseren Grenzen in unbegrenzten Mengen besitzen, daß sie also völlig auf einheimischer Rohstoffgrundlage erzeugt werden kann. So ist auch PeCe – Deutschlands jüngste Spinnfaser – ein wichtiger Beitrag im Kampfe um die Rohstoff=Freiheit des Reiches. Robert Bauer


Dies also wäre euer Arbeitsfeld: Tief in dem Hexenkessel der Vesuvspitze liegt der Krater, die Schornsteinöffnung der Hölle. Ständig steigen heiße giftige Gase donnernd und fauchend aus dem Schlund, zuzeiten auch Asche, Steine und Lava ... Nun bitte, überlegt, wie wie man auf diesem „heißen Boden" unser Kraftwerk bauen und dann ausnutzen könnte

EIN KÜHNER DEUTSCHER PLAN:

# Der Vesuv soll „angebohrt" werden!

**Vor kurzem konnten wir es lesen: Deutsche Techniker haben den Vorschlag gemacht, die vulkanischen Kräfte des Vesuvs für ein Kraftwerk auszunutzen. Sie versprechen sich für Italiens Kraftversorgung eine Kohlenersparnis von etwa einer Million Tonnen jährlich, das ist die Menge von 5000 vollbeladenen Kohlenzügen.**

Ich darf annehmen, daß jeder von uns diese Nachricht gelesen hat, sicher auch mit Stolz auf die Kühnheit deutscher Ingenieure. Ob er sich aber auch ausgemalt hat, was dieser Plan in Wirklichkeit bedeutet? Leider haben wir uns gerade auf technischem Gebiet an Glanzleistungen und Kühnheit in den letzten Jahren schon so sehr gewöhnt, daß es vielleicht doch mal gut sein könnte, sich wenigstens ein bißchen in das „Wie" dieses Planes zu vertiefen. Wollt ihr mitmachen? Gut, dann ernenne ich dich also, Heinz, Karl, Gert oder Fritz, zu Chefkonstrukteuren für das Vesuv-Kraftwerk! Wenn ihr die Sache wirklich für so einfach haltet, dann werdet ihr doch rasch mal angeben können, wie man an die Arbeit geht, wie man die Energien messen soll, die der Krater auspufft, wie man an die Wärmequellen herankommt und wie man diese Wärme dann in brauchbare Kraft, also am besten in Elektrizität umwandelt. Ihr zögert, murmelt etwas von Bohrungen und Turbinen, die dann Generatoren antreiben — ja, das ist uns aber zu allgemein und — entschuldigt — auch zu uninteressant. Deswegen brauchen wir kein Papier zu vergeuden. Also wollen wir uns mal gemeinsam ans Werk machen.

Die Kräfte eines Vulkans zu erforschen, das ist ein wirklich heißes Kapitel. Jeder von euch hat schon mal eine Pellkartoffel voreilig aus dem Topf geholt, ehe sie abgekühlt war. Au, die Finger! Und dabei war sie höchstens 70 Grad heiß. Auch Dampf, der aus einem Teekessel herauszischt, ist nur 100 Grad warm. Die Lava und heißen Dämpfe der Vulkane aber sind 1200 Grad heiß und obendrein noch giftig und unberechenbar nach der Zeit des Ausbrechens.

Wie man das herausbekommen hat? Ja, das ist ein interessantes Ding, und gleichzeitig ist es ein kleines Ruhmeslied auf kühne Forscher, wie etwa den deutschen Geophysiker Hildebrand, der 1930 im Vulkan Bromo auf Java seine Arbeiten mit dem Tode im Krater bezahlte. Er wollte im Krater, mit einem Schutzanzug gesichert, Proben von der Temperatur, der Zusammensetzung und Färbung der Gasflammen nehmen. Sein eingeborener Diener sah ihn hinabklettern, sah ihn tiefer und tiefer steigen, dann aber schlug plötzlich aus einer Kraterspalte eine turmhohe Flamme hoch, und — dann kehrte sein Herr nicht mehr zurück.

Andere Forscher sind glücklicher gewesen, sie haben mit langen Eisenstäben Lava aus den glühenden Rissen des Vulkans geholt, haben die Gase abgefangen und Filme gedreht. Unsere Kenntnisse vom Vesuv beispielsweise, die Grundlagen für unser Kraftwerk, verdanken wir dem italienischen Vulkanforscher Ettore Cardani, der vor einiger Zeit erst starb. Tag für Tag saß der Gelehrte in dem kleinen Observatorium droben in bedrohlicher Nähe des Kraters, den es bewachen will.

Wie oft aber haben die Forscher dort fliehen müssen, wenn Aschenwolken donnernd aus dem Höllenschlunde aufstiegen oder Lava irgendwo aus einem Riß entstieg und unaufhaltsam auf das Haus zukroch ... Dann aber sind diese Männer mit hohen Asbeststiefeln wie im Schnee durch die Aschenschichten gestapft und haben ihre Pulsmessungen wieder aufgenommen. Heute wissen wir, daß in jeder Sekunde 1800 $m^3$ heißer Gase dem Krater entsteigen, heiße Gase, die aus Schwefeldämpfen, Wasserdampf, Chlordämpfen und heißen Gesteinsaschen bestehen. 1200 Grad sind diese Gase und Lavamassen heiß, wenn sie dem Krater entströmen. Trotzdem glaubte Professor Cardani nicht, daß die „Kochherde" für diesen Teufelsbrei sich sehr tief im Schoß der Erde befinden. In vielen Gängen und einem Vorherd dürften sich schon in 200—300 Meter Tiefe genügend Wärmemengen befinden, die man ableiten könnte.

„Ableiten!" Ein leichtes Wort und sicher auch das richtige Wort. Aber wie sollen wir an diesen Ort der gräßlichsten Hitze herankommen? Wie soll man selbst die 800 Grad ertragen, die in der umgebenden Gesteinsschicht herrschen? Gewiß, wir können, und so ist es auch geplant, Bohrgänge von den Flanken des Berges aus schräg in das Innere hineintreiben. Bald aber dürfte das Arbeiten in dem Stollen schon unerträglich werden; dann muß man eben kühlen. Man wird gekühltes Wasser von den Wänden rieseln lassen, wird kalte Luft aus Röhren herauspressen, kann vielleicht sogar flüssige Luft und feste Kohlensäure als Kühlung ausstreuen; aber außerdem werden die Arbeiter bald mit

Asbestanzügen arbeiten müssen, wie es unsere Hochofenarbeiter oder die Feuerwehrmänner in ihren Brandkleidern tun. Holz wird nicht mehr zu verwenden sein, Eier dürften schon auf dem ersten Drittel der Strecke im Sande gar werden ... es wird ein hartes Stück Bergmannswerk sein, dieses Stollentreiben! Wenn allerdings der Vorstoß in diese heiße Zone gemacht ist, dann können Bohrer in Rohren aus feuerfesten Stoffen, Porzellan oder Beton noch weiter vordringen und gleichzeitig als Ableitung der einströmenden Gas- und Wärmemengen dienen. Dann ist das Schwerste allerdings auch geschafft.

## Nach dem Vorbild von Larderello

Welche Abenteuer und Schwierigkeiten allerdings auch auf diesem Wege noch lauern können, zeigt die Verwirklichung ähnlicher Vulkan-Kraftwerke, wie beispielsweise in Italien schon in Larderello, einem kleinen Ort bei Florenz, arbeiten. An vielen Stellen Italiens ist ja der Boden vulkanisch, bringt Erdbeben hervor, läßt Schwefeldämpfe, Kohlendioxyd oder Wasserdampf aus Rissen emportreten. Vor Jahrzehnten schon sollten einige solcher Dampf- und Gasquellen gebändigt werden, die Bohrungen bei Larderello brachten aber viel Kummer über die Ingenieure, obwohl der Dampf hier nur wenig heißer als der Siedepunkt ist. Als nämlich die Bohrer in den Felsspalten tief genug vorgetrieben waren, wurde eines Tages das ganze Bohrgestänge, samt Bohrern, Türmen und Maschinen, von dem emporschießenden Dampf herausgepreßt, wobei durch Gasvergiftungen noch mehr Tote das Opfer wurden als durch diese Explosion.

Es gelang aber nach vielen Mühen, die Dampfkanäle doch in Beton und Röhren zu fassen, so daß Maschinen an diese Leitungen angeschlossen werden konnten, Dampfmaschinen und später die schnelldrehenden praktischen Dampfturbinen. Die Maschinen trieben dann ihrerseits Dynamomaschinen an, die durch Leitungen den „Strom aus dem Höllendrachen“ in die Häuser der Menschen brachten ...



Schon die Wikinger standen hier und staunten. Geysire nannten sie die heißen, in bestimmten Zeitabständen in die kalte Luft Islands hinauszischenden Dampf- und Wasserquellen, und Reykjavik, Rauchbucht, nannten sie nach den vielen Dampfquellen die Bucht, an der sie ihre Stadt gründeten

... bis eines Tages die Turbinen stehenblieben und aus tausend feinen Löchern in den Rohren der Vulkandampf zischend und nutzlos ins Freie dampfte.

Und der Grund? Ihr Herren Ingenieure, denkt mal nach? Ihr ahnt es nicht. Macht nichts, nicht einmal die Werkingenieure von Larderello haben diese Gefahr bedacht — die Gefahr, die aus der Natur der Vulkangase stammt. Diese Gase oder Dämpfe sind nämlich nicht „chemisch rein“, wie es Wasserdampf aus unseren Kesseln ist. Nein, sie enthalten unter anderem Schwefel, schweflige Säure, Ammoniak, Chlorgase, Kohlensäure, Stickstoff und außerdem allerlei Aschenteile, die in Lagern und Rohren kratzen und zerstören. Und so waren also nach wenigen Jahren alle Leitungen und Maschinen in Larderello abbruchsreif und das Werk stand still. Nicht aber die Köpfe der Techniker. Habt ihr vielleicht auch schon einen Ausweg gefunden? Überlegt dann, ob er einfacher ist als dieser, der in vielen Vulkan-Kraftwerken im Gange ist!

Die Rohre mit den heißen Dämpfen oder Wassermassen bestehen aus säurefesten Stoffen, Porzellan oder Schamotte, in denen sie kein Unheil anrichten können. In vielen Windunger durchlaufen diese Rohre große Behälter, in denen sie dann Wasser zum Verdampfen bringen. Dieses reine Wasser und seine Dämpfe laufen dann durch die Maschinen — und alle Gefahr ist beseitigt. In dieser Weise denkt man sich ja auch die Ausnutzung der Vulkangase aus dem Vesuv ... Ebenso macht man es in Island, auf Neuseeland und in Japan.

## Die Teufel der Hölle müssen arbeiten

An den Beispielen Italiens, Islands, Japans und Kaliforniens lernen wir, daß es der Mensch ist, der selbst zerstörende Naturgewalten doch zähmen und sich nutzbar

(Fortsetzung auf Seite 20)



Die Erdgeister müssen Wäsche waschen. Die findigen Frauen Islands nutzten in alten Zeiten schon die heißen Gewässer der Insel für die Wäsche aus. Thvotta Lauga heißt diese Waschstelle, die Jahr für Jahr, jeden Tag umsonst unendliche Mengen Wasser liefert



Die Erdwärme macht Island zu einer südlichen Insel! Kluge Techniker bohrten die Dampfquellen überall an und leiteten Wärme, Wasser und Elektrizität in die Siedlungen Islands, wo Bäder, Wäschereien, Heizungen und Treibhäuser entstanden. Südliche Pflanzen wachsen heute unter dem Polarkreis

# Weltenbummler wird Soldat

Ich befand mich im August dieses Jahres in Algier in Marokko und war damit beschäftigt, Ausrüstungsgegenstände zu kaufen, die ich benötigte, um eine erfolgreiche Handelsexpedition zu den eingeborenen Stämmen an den Tsadsee machen zu können. So lief ich in Algier von Büro zu Büro, von Geschäft zu Geschäft, von Behörde zu Behörde, um alles rechtzeitig abstempeln und in Ordnung bringen zu lassen. Diese Tätigkeit brachte es mit sich, daß ich mit zahlreichen französischen Kaufleuten und Offizieren bekannt wurde, bei denen ich schließlich aus und ein ging. Alles Gerede über eine drohende Kriegsgefahr berührte mich nicht. Warum? Einfach, weil es mir nicht paßte. Ein Krieg? Ein Krieg hätte mich sehr gestört. Ich wollte an den Tsadsee und nichts wissen von dem, was man sich in den politischen Kanzleien über den Krieg zuraunte.

So war ich an einem der letzten Tage im August zu einem Gartenfest eingeladen bei einem reichen marokkanischen Kaufmann, der mich, als ich in großer Toilette ankam, sehr erstaunt musterte, als ob er verwundert sei, mich überhaupt noch in Algier anzutreffen.

„Nanu", sagte er, „Sie sind noch nicht weg? Wissen Sie nicht, daß der Krieg jeden Augenblick ausbrechen kann?" Schon wieder Krieg, dachte ich, tat aber unbekümmert und meinte: „Was rührt mich der Krieg, noch drei Tage, und ich bin irgendwo im Innern Afrikas, dann kann mir der Krieg den Buckel runter rutschen." Der Marokkaner lächelte nur ein wenig höflich und kalt. Seine ganze Herzlichkeit, mit der er mich seit langem ausgezeichnet hatte, war verschwunden.

„Junger Freund" meinte er nach Beendigung des Festes, das ich nicht wie sonst im Mittelpunkt sprühender Laune, sondern in ziemlicher Vereinsamung verbrachte, „ich gebe Ihnen einen guten Rat: „Machen Sie, daß Sie wegkommen aus Marokko."

Ärgerlich, mißmutig und immer noch die drohende Gefahr nicht sehen wollend, schlenderte ich nach einigen Umwegen durch kleine Cafés spät in der Nacht zu meinem Hotel zurück. Dort sagte mir der Wirt, ein Ägypter, daß zwei Herren der Polizei dagewesen seien und sich sehr eingehend nach mir erkundigt hätten, und nicht nur das, sie hätten darüber hinaus mein Zimmer zu sehen verlangt, alles durchwühlt, und es schließlich in ziemlicher Unordnung zurückgelassen. In diesem Augenblick ging in mir eine Veränderung vor. Weiß Gott! Was dachten sich die Leute denn! Weil ich ein



Deutscher war, brach man in mein Zimmer ein, hetzte man mir Agenten auf den Hals, und, du magst es glauben oder nicht, in diesem Augenblick war ein seltsamer Trotz in mir geweckt. Nicht, daß es nur der Trotz gewesen wäre, es war eine plötzlich empfundene Liebe zur Heimat, die ich, ein rauher Weltenfahrer, nie zu zeigen vermocht hätte und hinter zitternder Wut verbarg. Sie sollten mich nicht kriegen! Ich würde den Krieg nicht in einem marokkanischen Internierungslager verbringen, ich würde ihnen etwas pfeifen!

Noch in der gleichen Nacht beschloß ich, mit einem italienischen Dampfer Französisch-Marokko zu verlassen, im Hafen unbemerkt auf ein italienisches Schiff zu schleichen und über Italien nach Deutschland zu gelangen. Als ich im Hafen die Gelegenheiten ausspionieren wollte, traf ich im Dunkel eines Lagerschuppens einen heruntergekommenen Mann, der, ebenso erschrocken wie ich, gleichfalls die Absicht zu haben schien, diese Nacht zu irgendwelchen dunklen Dingen zu benutzen.

Der Mann war klein, untersetzt, stoppelbärtig, in der abgerissenen Kleidung eines Monteurs und sprach griechisch. Ich, der ich mir in meiner Lage eine größere Verwegenheit erlauben konnte, fragte den Mann, was er hier zu tun habe, er solle mir ohne Scheu seine Absichten mitteilen, vielleicht, daß es zu zweien besser gelänge, was für einen schon ein schwieriges Stück Arbeit sei. Wir faßten also nach Art aller Abenteurer schnell Zutrauen zueinander, immer auf der Hut zwar, uns von dem andern nicht übers Ohr hauen zu lassen, doch aber gute Freunde, die jetzt feststellten, daß sie ein gemeinsames Reiseziel hatten.

Der Mann riß Mund und Ohren auf, als ich ihm sagte, daß er von mir Geld bekommen könne, soviel er wolle, wenn er es nur fertig brächte, mich auf einem Schiff mit nach Italien zu nehmen.

Wir heckten einen Plan aus, der vorsah, daß mein neuer Freund, er nannte sich Enrico, sich in den Besitz neuer Kleider setzte und so, ausstaffiert zu einem unverdächtigen, neutralen Reisenden, die Überfahrt nach Italien antreten solle. Im Schrankkoffer verborgen wollte ich den unbequemeren Teil dieses Unternehmens auf mich nehmen und hoffte, die kurzen Stunden qualvoller Enge mit langen Monaten oder Jahren der Freiheit vertauschen zu können. Gedacht, getan! Enrico war ein Mann, der der restlosen Verelendung nahegekommen war.

Als ich einen Tag später Enrico in neuen Kleidern sah, schien er ein neuer Mensch zu sein. Sein hageres, elendes Gesicht gab ihm zu seinen eleganten Kleidern einen düsteren Zug von afrikanischer Abenteuerlichkeit, die ihm nicht einmal schlecht zu Gesicht stand und die er mit Eitelkeit hervorzuheben wußte.

Kurz vor Abfahrt des Schiffes, ich befand mich schon im Schrankkoffer Enricos, kam Kontrolle an Bord des Schiffes. Mir war das Benehmen Enricos nicht mehr ganz geheuer. Ich kannte diesen Schlag Menschen. Ich war weit genug in der Welt herumgekommen, um zu wissen, daß Männer dieses gerissenen Typs die Einhaltung von gegebenen Versprechen des öfteren für eine Sentimentalität hielten. Enrico hätte bei einer Vernachlässigung seiner übernommenen Pflichten nur gewonnen. Er hatte Geld, würde in Italien als freier Mann an Land gehen, ohne je einen Gedanken über das Schicksal des Mannes zu opfern, dem er dies alles verdankt.

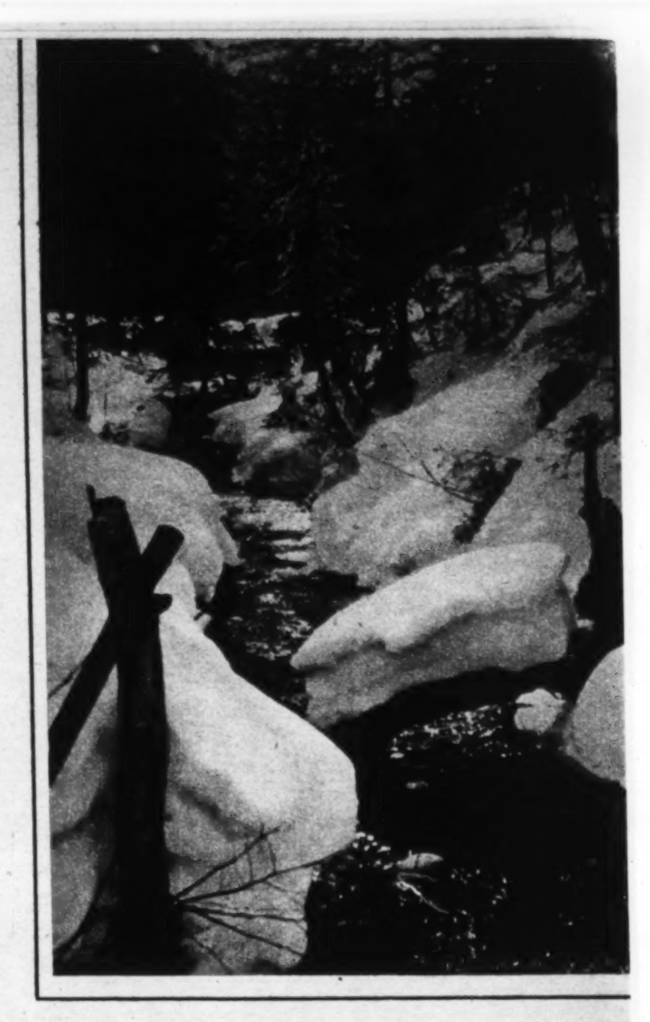
So packte ich kurz entschlossen Enrico und stopfte ihn an meiner Statt in den Schrankkoffer, nachdem ich vorher seine Papiere an mich gebracht hatte und mich nun an seiner Statt ausweisen konnte. Enricos Paßbild zeigte einen dunkelhäutigen, braunen, hageren, afrikanischen Durchschnittstyp, daß ich hoffen konnte, die Kontrolle ohne Gefahr zu überstehen. Schon waren die Beamten bei mir, blätterten in meinem Paß, schickten sich an zu gehen, als Enrico es in seinem Schrankkoffer nicht mehr aushalten wollte und jämmerliche Töne ausstieß, die offenbar die höchste Aufmerksamkeit der Kontrollbeamten erweckten. Da wußte ich, daß es so nicht möglich war, den heißen Boden Afrikas zu verlassen.

Ich verdrückte mich schleunigst von Bord des Schiffes, obwohl man hinter mir her schrie und sich bemühte, mich festzuhalten. Aber ich bin schon immer ein guter Läufer gewesen.

Drei Tage verbrachte ich abgerissen, wütend und hungrig im Eingeborenenviertel Algiers und beschloß dann, zu versuchen, über die italienisch-französische Grenze nach Libyen zu gelangen. Ich war mir darüber klar, daß diese Grenze vom Militär ganz besonders gesichert war. Ich würde vielleicht mitten durch französische Truppen müssen, aber ich wußte auch, daß in diesem Fall die größere Verwegenheit die größte Aussicht auf Erfolg bieten konnte.

Ich hatte mich mit Erfolg bis auf wenige Kilometer der Grenze genähert, als es mir nicht mehr rechtzeitig gelang, einer Patrouille aus dem Weg zu gehen. Man griff mich auf, und ein französischer Offizier, dem ich von vornherein verdächtig vorkam, forderte einen seiner Leute auf, mich in einem kleinen Militärauto zu einer Grenzstation zu fahren, wo ich eingehend untersucht werden sollte. Da saß ich also in einem kleinen Auto. Neben mir ein marokkanischer Soldat. Er hatte sein Gewehr neben sich stehen und fuhr mich, ich kann nicht einmal sagen einem ungewissen, sondern einem sehr gewissen Schicksal entgegen.

Der Mann schien mir aber sehr gutmütig zu sein, so daß ich beschloß, ihn zu überrumpeln. Ich behauptete plötzlich, etwas am Ende des Wagens zu hören und hoffte, daß dieser Hinweis ihn veranlassen könnte, anzuhalten, auszusteigen und nachzusehen. Der biedere Marokkaner tat dies wunschgemäß. Meine Spannung war auf das höchste gestiegen. Ich warf mich mit einem Ruck auf den Führersitz, wollte gerade schalten und losfahren, als der Marokkaner mit seinem struppigen Kopf neben dem Wagen stand und mir zurief: „Aber warum wollen Sie wegfahren, machen Sie's sich doch nicht so unbequem. Man würde Sie totsicher fangen, für einen Spion halten und



wer weiß was mit Ihnen anstellen. Außerdem müssen Sie mir wenigstens mein Gewehr herausgeben. Wie kann ich zu meinem Leutnant kommen ohne Gewehr?"

Als ich daraufhin den Marokkaner erstaunt ansah, immer aber noch mit der verbissenen Wut, mich jetzt durch nichts aufhalten zu lassen, sagte er, er könne sich denken, daß ich ein Deutscher sei. Er hätte nichts gegen die Deutschen, er wolle mir vorschlagen, mit ihm gemeinsam zu überlegen, wie ich am besten hinüber käme zu den Italienern, denn dahin wolle ich doch sicher.

O braver Marokkaner, gutmütiger Bewohner der Wüste, dein Name sei bedeckt mit Ruhm und gesegnet deine Gelassenheit, mit der du sicher die Schimpfworte deines Leutnants entgegengenommen hast, als er erfuhr, daß deine Ungeschicklichkeit einen Mann entlaufen ließ!

So kam ich nach Deutschland. Es hungerte mich nach den Bildern meiner Heimat, nach dem Anblick von grünen, wogenden Hügeln und nach den vertrauten Lauten meiner Kindheit. Nun dachte ich an dich, den ich oben im Eismeer getroffen hatte, und den ich nun plötzlich verstand.

Und jetzt bin ich Meldefahrer, wie du siehst, gestiefelt bis zu den Knien. Nun ist aus dem Weltenbummler ein Soldat geworden, der, wie ich zuversichtlich hoffe, den Franzmännern noch manchen Streich spielen wird."

*

Dann unterhielten sich die beiden Weltfahrer von anderen Dingen; davon, wie man mit Wichse, dem Blechdeckel der Schuhdose, mit Spucke und Wolle das Koppel putzt und von all den sonstigen Kleinigkeiten, die zu wissen jedem Soldaten wichtig sind.




# Düsseldorfer Radschläger

Neben Aachener Printen, Kölnisch-Wasser und Düsseldorfer Senf gibt es im Rheinland noch einen weiteren allgemein bekannten Begriff: Düsseldorfer Radschläger.

Steck dir einige Pfennige in die Tasche und gehe in Düsseldorfs Altstadt: schon umringt dich eine Schar kleiner und kleinster Jungen, die ihre Arme ausstrecken, zur Seite kippen und so unermüdlich „radschlagen". Sei nicht knickrig, wenn sie dann auf dich zukommen mit der freundlichen Aufforderung „Eene Penning" und den Daumen hochrecken; sie haben den Pfennig verdient. Dieses Radschlagen der Düsseldorfer Jugend ist vaterstädtisches Brauchtum geworden. Früher, als am Alten Schloßturm noch der Kohlenhafen lag, war hier das Paradies der Radschläger. Heute beschränkt sich dieses Treiben auf die Altstadt, wo schon die allerjüngsten Bewohner sich in diese Kunst einweihen lassen. Und diese kleinen Kerle – Pimpfe meist und noch mehr Pimpfenanwärter – machen das sehr nett und sind keineswegs aufdringlich.

Aber wenn ein Fremder sagt, das könne er selbst auch, dann darf er sich nicht wundern, wenn er zur Antwort erhält: Mach es vor, dann sind wir quitt! Das Geld, das sich die Jungen hierbei verdienen, wird gespart, sie helfen damit den Eltern aus, wenn es nötig ist. Einmal im Jahr gibt's ein großes Wett-Radschlagen. Auf dem Kongreß Freude und Arbeit 1938 in Hamburg erntete eine Abordnung Radschläger einen so großen Erfolg, daß sie den Betrag von 87,– RM. der NSV. überweisen konnte! Unermüdlich sind diese Jungen, und jeder Düsseldorfer ist stolz auf sie. (Kein Wunder übrigens, daß auch die Formationen der Hitler-Jugend hier in der Altstadt groß in Ordnung sind!) Glaube aber nicht, daß das Radschlagen nur etwas für die Jugend sei, jeder Düsseldorfer war in seiner Jugend Radschläger, und er ist es auch heute noch als Erwachsener. Das bewies uns ein bekannter Düsseldorfer Karnevalist, der uns durch die Altstadt führte und, als wir dann im Radschlägermuseum zusammensaßen, viel von dieser Düsseldorfer Eigenheit erzählte.

Zwei junge Künstler, die es sogar auf einem Arm können

Ob alt, ob jung: Sie sind alle „Radschläger"

„Eene Penning" ist der Lohn

# Streng deinen Grips mal an!

Wir haben euch in der „Jungen Welt“ nun schon manches über Geländekunde, Kartengebrauch, Entfernungsschätzen, Tarnen, Meldewesen und andere geländesportliche Gebiete, die zu unserer vormilitärischen Ausbildung gehören, gesagt. Heute wollen wir mal sehen, was ihr dabei gelernt habt und ob ihr auf Draht seid. Wenn ihr Grips habt, werdet ihr schnell die groben Fehler und Verstöße merken, die in dem folgenden fehlerhaften Bericht eines Geländespiels enthalten sind. Wenn ihr die 15 Böcke, die darin geschossen werden, nicht allein herausbekommt, dann setzt euch mal mit der ganzen Kameradschaft dahinter. Den richtigen und verbesserten Bericht aber schickt ihr an uns, Schriftleitung der „Jungen Welt“, Berlin SW 68, Zimmerstr. 88, ein. Die 10 besten Lösungen werden wir mit dem Jahrbuch „Jungen — eure Welt“ auszeichnen und die Namen der „Leute mit Grips“ veröffentlichen. Wir erwarten eure Antwort bis zum 15. Februar. Wer nachgehumpelt kommt, kann nicht mehr berücksichtigt werden.

Es war ein frischer Sonntagmorgen. In klirrender Kälte stand die Schar 3 vor ihrem Heim angetreten. Heute sollte ein zackiges Geländespiel steigen, und alle waren schwer gespannt. Der Scharführer nahm das Meßtischblatt zur Hand — wollte die Karte einrichten und mußte zunächst die Himmelsrichtung feststellen. Kompaß hatte er nicht zur Hand, also griff er zur Taschenuhr. Er stellte den großen Zeiger auf die Sonne, die nun schon langsam wieder von Süden nach Westen wanderte, und halbierte dann den Zwischenraum vom großen und kleinen Zeiger. Aha, da war Süden! Die Sache kam seinen Jungen zwar ein wenig spanisch vor, aber wenn die Uhr das so anzeigte, dann mußte es wohl stimmen.

Dann richtete er seine Karte ein, wobei er sich mit der Karte in der Hand so lange drehte, bis die eben festgestellte Nordrichtung mit dem Karten-Nord übereinstimmte. Doch er mochte sich drehen wie er wollte, er konnte die Karte nicht mit der Natur in Übereinstimmung bringen. Also Quatsch, Karte in einer bekannten Gegend. Er sah noch einmal auf der Karte nach, wo die Stellung der Schar 4 sein sollte. Aha, Nähe von Hildhausen. Die Karte hatte einen Maßstab von 100 000. Die Entfernung auf der Karte betrug etwa zwei Zentimeter. Donnerwetter, das, hm, das waren ja 20 Kilometer in der Natur. 20 Kilometer? Unmöglich, kam es ihm wieder in den Sinn. Doch dann stapften sie schon los, mitten durch den tiefen Schnee. Unterwegs bekamen sie gleich Streit. Sie marschierten durch einen Nadelwald, und da meinten die einen: das sind Tannen — die andern: das sind Fichten. Die Bäume hatten eine glatte, weißliche Borke, die Zapfen standen aufrecht und die Nadeln breit. Also mußten es doch wohl Fichten sein. Auch Spuren konnten sie im Schnee feststellen. Die sahen ungefähr so aus:





Aha — sagte Horst, hier ist noch eben ein Hase hergelaufen. Sie mochten ungefähr eine halbe Stunde gegangen sein, als sie auf der Bergkuppe angelangt waren und vor sich das Dorf Hildhausen sahen. Also doch keine 20 Kilometer, dachte der Scharführer und ärgerte sich über seine Dummheit. Jetzt aber wollte er es ganz strategisch machen. Er schickte einen Melder aus, der die Lage erkunden sollte. In der Zwischenzeit wollte er mit seiner Schar Entfernungsschätzen üben. „Wann schätzt man zu kurz?“ fragte er einen seiner Jungen. Die Antwort war: „Zu kurz schätzt man gegen die Sonne, bei Nebel, bei flimmernder Luft oder trübem Wetter, bei dunklem Hintergrund, in der Dämmerung, im Wald oder wenn das Ziel nur teilweise zu sehen ist.“

Sie übten das an einigen Entfernungen aus, dann aber sahen sie auf einmal, wie der Melder über das offene Feld herangerannt kam und schon von weitem rief: „Da oben in der Tannenschonung liegen sie! Ganz bestimmt! Ungefähr 30 Mann!“

Dem Scharführer gefiel diese Meldung nicht recht, und er fragte gleich: „Wo — da oben?“ Doch der Melder war ganz aufgeregt: „Da oben — an dem Feldweg, 500 Meter hinter dem Dorf! — Einen Daumensprung von der Kuh da!“

Jetzt teilte der Scharführer seine Meute ein. Sie sollten sich anschleichen bis an die Tannenschonung und dann den Feind mit lautem Geschrei angreifen. Im Schutz eines wogenden Getreidefeldes gingen sie vor. Als sie in die Tannenschonung kamen, wollten sie sich besonders gut tarnen. Deshalb verzierten sie ihre Schirmmützen mit Grasbüscheln. Sie sprachen laut und gingen aufrecht.

Doch da auf einmal ein lauter Aufschrei!

Pitsch! Klatsch! Es hagelte nur so von Schneebällen, die oben von den Bäumen auf sie geschmissen wurden.
Das Geländespiel hatten sie haushoch verloren!

*

Liebe Kameraden, ihr werdet jetzt sicher sagen: Die hatten soviel Ahnung vom Geländedienst wie der Ochse vom Tennisspielen. Recht so! Die Fehler sind so plump und durchsichtig, daß ihr sie, alle 15, vielleicht sofort gefunden habt. Schreibt sie uns, und nächstens — da machen wir es euch mal ein wenig schwerer.

Übrigens hoffen wir, daß es in Wirklichkeit solch dumme Scharführer nirgends gibt.

# AUSSPRACHE

Diesesmal wollen wir uns über die politische Zeitungsschau, die gerade in dieser Zeit auf keinem Heimabend fehlen soll, aussprechen. Wir glauben, daß das unbedingt notwendig ist, denn neulich kamen wir ganz unverhofft in einen Kameradschaftsheimabend hereingeschneit, wo der Kameradschaftsführer gerade dabei war, die letzten Tagesereignisse zu besprechen. Er meinte die Sache möglichst lebendig zu gestalten, indem er eine große Debatte über gegenwärtige „Probleme" steigen ließ und so jeden Jungen um seine Meinung befragte. Er trieb hier also im wahrsten Sinn des Wortes: Privatpolitik. Das aber darf auf keinen Fall sein! Es gibt nichts Widerlicheres als jugendliche Schwätzer.

Als Quellen für euer Material zu solch einem Bericht, den gar nicht unbedingt immer der Einheitsführer selbst, sondern auch ein fähiger Junggenosse abhalten kann, möchten wir euch nennen: 1. Die Leitartikel des „Völkischen Beobachters" oder der Gaupresse. 2. Die allabendliche Zeitungsschau von Ministerialrat Hans Fritzsche im Deutschlandsender.

Hier schreibt ihr das Wichtigste auf und teilt es dann eueren Kameraden, die zum Teil bei ihrem heutigen Einsatz nicht mehr die Zeit haben, die Zeitungen genau durchzustudieren, mit. Dabei könnt ihr ruhig die spannenden Berichte der Presseleute, die Fahrten auf einem Unterseeboot oder mit einem Bomber erlebt haben, vorlesen.
Das merkt euch mal für die Durchführung eines politischen Wochenüberblicks!

# BÜCHER FÜR UNS

Einer unserer Kameraden, der euch sicher durch seine spannenden Geschichtserzählungen in den Heimabendheften „Die Jungenschaft" bekannt ist, Max Wegner, hat den Roman eines kämpferischen, unbeugsamen Mannes geschrieben, der in der Zeit der Gegenreformation in der alten Hansestadt Paderborn lebte und sich hier tapferen Herzens wider alle Knechtschaft erhob. Mit verräterischer List nur gelang es dem romhörigen Landesherrn, dem Fürstbischof, diesen Borius Wichart auf das Schafott zu bringen. Dieser Borius Wichart wird sich, nachdem Max Wegner sein Schicksal in alten Urkunden wieder ausgegraben hat, in die Reihe der Niedersachsen, der Stedinger und der Bauernführer eingliedern lassen. Die Größe dieses westfälischen Mannes wieder ins Bewußtsein zu bringen, hat Max Wegner sich in dieser Erzählung zur Aufgabe gemacht. Das Buch, das sich auch zum Vorlesen auf unseren Heimabenden eignet, ist im Georg Truckenmüller Verlag, Stuttgart-Berlin, erschienen und heißt: „Borius Wichart".

*

Ein spannendes Reiseerlebnis, das jeder echte Junge genau so gern wie „Karl May" lesen wird, hat uns Werner Asendorf in seinem Buch „Ferner Osten — jung erlebt" vermittelt. Kamerad Asendorf ist selbst zweimal im Fernen Osten gewesen und hat dort Länder, Menschen und Sitten kennengelernt. Dabei dürfen wir in ihm keinen Globetrotter sehen, nein, er fuhr bewußt als Deutscher hinaus, und oft klingt durch seine Tagebuchblätter und Briefe die Sehnsucht nach der Heimat. Mit besonderem Interesse werden wir Jungen dabei von einem Zeltlager im Fernen Osten lesen, das die Hitler-Jugend dort aufzog, und das Werner Asendorf miterleben konnte. Das Buch ist im Verlag Broschek & Co., Hamburg, erschienen und kann jedem nur empfohlen werden.

*

Vor uns liegt ein Buch mit vielen tausend Antworten. Alles Wissenswerte aus dem Gebiet der Natur, der Technik, des Sports, der Wehrmacht, dem Rechtswesen, der Wirtschaft, dem Verkehr, der Geschichte und was es sonst noch alles gibt, kannst du hier schnell erfahren. Dieses Buch ist kein gewöhnliches Lexikon. Es ist vielmehr nach Sachgebieten geordnet und gestattet mittels Zahlen, Tabellen, Übersichten und Abbildungen in kürzester Form eine schnelle und zuverlässige Unterrichtung über alle Fragen des täglichen Lebens. — Jeder Junge wird sich über dieses Nachschlagewerk freuen und es immer gern gebrauchen. Das Buch heißt „Schlag nach" und ist im Bibliographischen Institut AG., Leipzig, erschienen.



## Der Vesuv soll „angebohrt" werden!

Fortsetzung von Seite 15)

machen kann. Denn diese Länder sind die erdbebenreichsten Länder unserer Erde, heimgesucht von Katastrophen, die vorläufig bei weitem die Nutznießung überwiegen, die den Völkern jener Länder erwächst — beispielsweise den Isländern durch ihre Geysir-Kraft- und -Heizwerke. Die Geysire — atemberaubend schöne Springquellen heißen und dampfenden Wassers und die kilometerlangen Spaltenzüge, aus denen der Dampf qualmend emporsteigt —, das war der Anblick, den schon die Wikinger bestaunten, als sie um das Jahr 1000 herum die Insel im Norden anliefen und besiedelten. Rauchbucht-Reykjavik — nannten sie wegen dieser Dampfquellen den Ort, den sie gründeten, und lange dauerte es nicht, bis findige nordische Bauern die heißen Wasserläufe auf der eisgepanzerten Insel als willkommene Naturwäscherei und Badewanne benutzten. Von diesen einfachen Vulkan-Werken bis zu den heutigen ist dann eigentlich nur ein Schritt, wenngleich gerade diese letzten technischen Schöpfungen mit der Kraft des Riesen Vulkanus das ganze Leben auf Island umgestaltet haben.

Dank der herrlichen warmen Quellen und Dämpfe konnte sich Reykjavik nicht nur die größte (und billigste) Schwimmhalle im ganzen Norden einrichten, die Stadt konnte auch alle Heizungsanlagen auf „Vulkan-Heißwasser" umstellen, so daß es dort keine rauchenden Häuserschlote mehr gibt, und Reykjavik, die Rauchbucht, heute gerade zur rauchfreiesten Stadt der Erde wurde. Denn auch die Herde fallen fort zugunsten elektrischer Kochplatten, deren Strom der Riese Vulkanus ebenfalls liefern muß. Durch Vulkanwärme geheizt werden außerdem auf Island gewaltige Komplexe von Gewächshäusern, in denen Gemüse und Obst, selbst Wein und Feigen, in voller Frische reifen. Island ist damit klimatisch um gute 20 Breitengrade südlicher gerückt — dank der Kräfte aus der Hölle der Vulkane.

Aber noch besser! Findige Ingenieure und Bauern haben sich erdacht, auch die Feldfrüchte müßten doch rascher reifen, wenn man ihnen den Boden erwärmt, so daß sie sich wohler fühlen. An Sonnenschein mangelt es auch im Norden nicht, die Erdwärme wird jetzt durch Röhrennetze im Boden zugeführt, und das Ergebnis: Kartoffeln, Gemüse und Blumen gedeihen in diesem Land und in Zeiten, die sonst unfaßbar gewesen wären. Dieselben Kräfte, die den isländischen Menschen oftmals erderschütternd aus dem Schlafe jagen, mit Lava und Asche bedrohen — diese Teufel aus der Hölle des Erdinnern sind nun zu einem Teil durch die List des Menschen gebändigt und müssen in den Zwangslagern der Röhren und Maschinen Sklavendienste für den Menschen tun. Das ist in Island so, in Japan, auf Neuseeland, in Kalifornien und auch, wie wir sahen, in Italien.

In Italien verspricht man sich übrigens noch ein Wichtiges von dem geplanten Vulkan-Kraftwerk: die Feuerriesen sollen durch die Ableitung ihrer Kräfte so weit geschwächt werden, daß ihre plötzlichen und darum so gefährlichen Zornesausbrüche sich mindern und beherrschen lassen. Tatsächlich sind ja die Vulkanausbrüche richtige Explosionen, die dann eintreten, wenn die Gas- und Lavamassen keinen ruhigen Abfluß finden und sich so lange stauen, bis sie ungeheuren Druck und vernichtende Kräfte gesammelt haben. Wenn es gelingen sollte, durch das Gangsystem so dicht an die aufsteigenden Gänge im Vesuv heranzukommen, daß man den Gasen zu einem guten Teil einen ständigen freien Abzug sichern kann, dann mag wirklich eine gewisse Beherrschung der Druckverhältnisse eintreten, mindestens eine Voraussicht in der Tätigkeit des Vulkans.

Italien plant, bei günstigen Erfahrungen am Vesuv, auch den anderen, noch größeren Vulkanen in seinem Lande, den Ätna, und schließlich auch den Stromboli, diese Feuerriesen, die nutzlos nur für die „malerische Linie" wertvolle Energien in die Luft puffen, durch Kraftwerke anzubohren. Ob das mit unsern Mitteln schon bald gelingt, ob sich nicht noch gefährliche Klippen aufrichten werden, das werden wir ja sehen. Auf jeden Fall sind diese Pläne kühn, begeisternd in ihrer großzügigen Planung, zukunftweisend für die Energiewirtschaft moderner Staaten und darum beispielgebend auch für uns, obwohl wir keine Vulkane in unserm Lande rauchen sehen. Aber es gibt ja noch andere Energiequellen; die wollen wir nutzen!

Johannes Kraft

DER ENGLISCHE GEHEIMDIENST AN DER ARBEIT:

# Ein König wird ermordet!

Das junge, nach dem Weltkrieg geschaffene Königreich Jugoslawien besaß in Alexander I. einen König, der sich als Soldat bewährt hatte, als Leiter der Innen- und Außenpolitik des Landes erfolgreich, von seinem Volk geliebt und der Welt geachtet war. Alexander I. kannte nur eine Lebensaufgabe: sein Land zu entwickeln, es zu Wohlstand und Blüte zu führen. Er wußte, daß ihm dies nur glücken konnte, wenn es ihm gelang, Jugoslawien außenpolitisch so unabhängig zu machen, daß die französischen und englischen Kapitalisten das Land wirtschaftlich nicht ausbeuten konnten.

Vor allem aber die englischen Finanzleute hatten in jugoslawische Bergwerke viel Geld investiert. Sie wollten richtige Wuchergewinne einstecken und sahen in Alexander I. immer mehr den Gegner, der ihnen auf die Finger sah, alle übertriebenen Profite unmöglich machte und streng darauf achtete, daß die Schätze des Landes in erster Linie dem jugoslawischen Volke und nicht den Herren in London zugute kamen . . . Der Secret Service, Englands weitverzweigter Geheimdienst, wurde beauftragt, Mittel und Wege ausfindig zu machen, um Alexander I. zu beseitigen . . . Damit aber begann eines der tollsten Verbrechen der neuzeitlichen Geschichte.

Nun muß man eines wissen: der englische Geheimdienst zögert nicht, bedeutende Gegner englischer Interessen durch Mord zu beseitigen. Er ist aber immer bestrebt, ein derartiges ruchloses Verbrechen nicht durch Engländer, sondern möglichst durch Ausländer ausführen zu lassen. Dadurch hofft er seine Spuren besser verwischen zu können . . .

So auch im Falle Alexander I. Der Secret Service wußte, daß es in Jugoslawien eine kleine, an sich unbedeutende Verschwörerorganisation, die IMRO, gab. Englische Agenten besuchten die Leiter dieser Organisation und versprachen ihnen Geld und jegliche Unterstützung, wenn sie ein Attentat gegen Alexander I. von ihren Leuten ausführen ließen.

„Dies ist in Jugoslawien unmöglich — der König ist zu beliebt!" wurde ihnen geantwortet. „Man würde den Attentäter lynchen!" Die englischen Agenten suchten nach einem Ausweg. „Alexander I. will doch dieses Jahr" — man schrieb 1934 — „Frankreich besuchen. Auf französischem Boden werden wir Ihre Leute schützen und vielleicht sogar auch alles besser vorbereiten können . . ."

Das leuchtete den Leitern der IMRO ein. Sie bestimmten eine Frau und einen Mann, welche Waffen nach Frankreich schmuggeln sollten. Sie bestimmten auch den jungen Fanatiker Kerin, der das Attentat zu machen hatte. Man verabredete noch, daß der Anschlag auf das Leben des Königs in Marseille, kurz nach dessen Ankunft in der französischen Hafenstadt, durchzuführen sei.

Nun gab es verschiedene Schwierigkeiten. Die jugoslawische Polizei kannte nur zu gut die Mitglieder der IMRO. Sie gab vor dem Besuch des Königs eine Liste von zweihundert verdächtigen Elementen den französischen Sicherheitsbehörden in Paris bekannt. Wäre in Frankreich eine Razzia nach diesen verdächtigen Elementen durchgeführt worden, dann wäre man unweigerlich auf den Kreis der Attentäter gestoßen. Doch hier schaltete sich der englische Geheimdienst ein, der seine Agenten selbst in den höchsten Stellen der Pariser Polizei sitzen hat. Er verhinderte die Razzia.

Doch noch etwas anderes mußte verhindert werden. Bei derartig hohen Besuchen pflegt man nicht nur die strengsten Absperrungen vorzunehmen, sondern auch das Auto des Gastes von einer starken Eskorte von Militär und Polizei schützen zu lassen. Die Behörden von Marseille hatten auch in der Tat einen gründlichen Plan für beides ausgearbeitet. Sowohl strenge Absperrungen als auch eine starke Eskorte konnten aber die Durchführung des Mordanschlages verhindern, zumindest aber in Frage stellen. So erschienen plötzlich in Marseille Beamte der Pariser Polizei, die erklärten, daß derart „übertriebene Vorsichtsmaßnahmen" unnötig seien. Man verzichtete auf strenge Absperrungen und eine starke Eskorte. Der Secret Service hatte gründliche Vorarbeit geleistet . . .

Am 9. Oktober 1934 trifft Alexander I. auf einem jugoslawischen Kriegsschiff in Marseille ein. Schon von Bord aus konnte der König sehen, daß die Vorbereitungen für seinen Empfang völlig unzureichend getroffen waren. Seine Begleiter raten ihm, das Schiff nicht zu verlassen. Er selbst scheint von düsteren Vorahnungen erfüllt. Er wendet sich zu seinem Außenminister und sagt wörtlich:

„Wenn ich hier lebend herauskomme, so lebe ich noch hundert Jahre . . ."

An Land gekommen, besteigt der König den bereitstehenden Wagen. Ganz langsam, fast im Schrittempo, setzt sich die Autokolonne in Bewegung. Sie fährt keine hundert Meter, da stürzt Kerin aus der Menge, springt ungehindert auf das Trittbrett des Wagens des Königs und feuert mehrere Schüsse auf Alexander I. ab. Vergeblich versucht der Kraftwagenlenker den Mörder vom Trittbrett zu stoßen, vergeblich versucht ein Oberst, der den König begleitet, den Attentäter mit der blanken Klinge niederzuschlagen. Es ist bereits zu spät. Alexander I. ist blutüberströmt auf seinem Sitz zusammengesunken . . .

Die Menge stürzt sich auf den Mörder. In wenigen Minuten büßt

auch er für sein Verbrechen. Er wird buchstäblich zu Tode gelyncht.
Dem vollkommen skrupellosen Secret Service konnte dies nur recht sein. Nun war jener Mann beseitigt, der in einem Verhör eventuell hätte ausplaudern können, wo sich die geistigen Urheber dieses Königsmordes befanden. Der englische Geheimdienst hatte wieder einmal einen Mann gefunden, der ihm Handlangerdienste leistete und den er bedenkenlos opferte, denn was bedeutete es schon für die Herren in London, wenn ein gewisser Kerin in Marseille von einer empörten Menschenmenge gelyncht wird . . .
Für die französische Polizei bedeutete dieses Attentat aber eine furchtbare Blamage. Sie begann nun plötzlich fieberhaft nach Helfershelfern zu suchen. Nun, da es bereits zu spät war, wurden drei Mitglieder der IMRO, die sich in Frankreich befanden, verhaftet. Diese aber wußten nichts von den Hintergründen des Attentates. Man konnte sie zwar der Mittäterschaft überführen, doch reichte der Schuldbeweis nicht einmal aus, sie zum Tode zu verurteilen. Die Frau und der Mann, welche den Waffenschmuggel durchgeführt hatten, aber entkamen auf mysteriöse Weise allen Nachforschungen. Sie hätten höchstwahrscheinlich die Fäden aufdecken können, die nach London liefen . . .
Ob aber diese beiden heute noch leben? Niemand weiß es. Doch man muß es bezweifeln. Der englische Secret Service hat nicht gerne Mitwisser. Er beseitigt seine Helfershelfer mit den gleichen Mitteln wie seine unbequemen Gegner. Will er doch verhindern, daß die Welt ihn als das erkennt, was er ist: die größte und gemeinste Mordorganisation aller Zeiten.
In England versuchte man auch deshalb den Mord an Alexander I. als eine innerpolitische Auseinandersetzung hinzustellen, die nur Jugoslawien angeht. Man machte es hier vor fünf Jahren genau so wie im November 1939, nachdem man das ruchlose Verbrechen im Münchener Bürgerbräukeller, den Anschlag auf das Leben des Führers, angestiftet hatte. Aber damals genau so wie im November 1939 erkannte die Welt das Ablenkungsmanöver. Man wagte es zwar nicht, England öffentlich anzuklagen, aber man erklärte offiziell, daß es sich hier nicht um eine innere Auseinandersetzung handele, sondern daß die Spuren „ins Ausland" wiesen. Im November 1939 wurde die deutsche Presse noch viel deutlicher. Sie nannte den Feind mit Namen, sie stellte den englischen Geheimdienst an den Pranger und alarmierte damit nicht nur das deutsche Volk zum Abwehrkampf gegen diese Mordorganisation, sondern die ganze Welt . . .
Seit diesem Alarmruf ist man den Agenten des Secret Service auf der Spur. Man deckt ihr Treiben auf und macht ihre finsteren Pläne systematisch zunichte. W.

## DIE Falklandinseln
### ALS BRIEFMARKENSTREITOBJEKT

Die Ansprüche Argentiniens auf die Falklandinseln sind nicht erst jüngeren Datums. Daß Argentinien die britische Hoheit über die Falklandinseln nicht anerkennen will, wurde durch Briefmarken mehrmals zum Ausdruck gebracht. 1932 gab England anläßlich der 100-Jahr-Feier der britischen Flaggenhissung auf den Inseln Gedenkbriefmarken heraus. Es rief in England erhebliches Befremden hervor, als die argentinische Postverwaltung diese Marken, die Englands Inselbesitz dokumentierten, für den Verkehr in Argentinien nicht zuließ. Auf einem der zwölf Werte befand sich übrigens das englische „Siegesdenkmal" an die Seeschlacht bei den Falklandinseln. Graf Spee, der Sieger von Cap Coronel, fand hier nach heldenhaftem Kampf gegen starke englische Übermacht mit seinen Schiffen den Untergang. Die Markenbilder dieser Serie wie auch der 1938 erschienenen Krönungsmarken für Georg VI. zeigen die Bedeutung des Inselbesitzes für den Walfang. Auch Schafwolle gehört zu den wichtigsten Exportgütern.
Im Jahre 1936 wurde die Spannung zwischen Argentinien und England durch Ausgabe einer 1-Peso-Marke mit einer Landkarte von Südamerika erheblich verschärft. Auf dem aus der blauen Farbe des Atlantik weiß heraustretenden Kartenumriß mit den eingezeichneten Grenzen der südamerikanischen Staaten hebt sich Argentinien und die Falklandinseln in dunkelbrauner Farbe hervor. Da durch diese Farbenmarkierung der Eindruck entstehen mußte, daß die Falklandinseln zu Argentinien gehören, unternahm England diplomatische Schritte wegen Rückziehung der streitbaren Marken. Die Schritte von Buenos Aires blieben erfolglos, denn nach einem Jahr erschien eine neue 1-Peso-Marke, auf deren Bild zwar die Grenzen der anderen südamerikanischen Staaten fortgefallen sind, aber die Zugehörigkeit der Falklandinseln zu Argentinien blieb durch gleichmäßige Farbkennzeichnung erhalten. Die Briefmarken wurden so zu wichtigen politischen Dokumenten im Gebietsstreit der Völker. Es darf nicht unterschätzt werden, welche Propaganda die in großen Mengen in den amerikanischen Staaten befindlichen Marken erzielen.

## MOSAIK

### Schädellesekunst beim Alten Fritz

Franz Josef Gall, der Begründer der Schädellehre, wurde einst von Friedrich nach Potsdam eingeladen, um seine Wissenschaft unter Beweis zu stellen. An der Hoftafel saßen außer dem König eine Reihe von Generalen in großer Gala. Der König bezeichnete Gall zwei Herren aus dieser glänzenden Versammlung und bat ihn, nach ihren Schädelformen ihren Charakter zu beschreiben.
„Seine Exellenz", begann Gall, mit den Händen auf dem Kopf des einen herumtastend, „scheint die Jagd und lärmende Vergnügungen zu lieben, besonders aber die blutige Walstatt. Er hat ein auffallend lebhaftes Temperament, rasche Entschlußkraft und ist sicher ein hervorragender Anführer."
„Gut", unterbrach der König mit undurchdringlichem Gesicht. „Und der andere?"
„Seine Exzellenz müßten einen scharfen Verstand, Geistesgegenwart und gute Kombinationsgabe besitzen und körperlich sehr gewandt sein. In den Leibesübungen dürfte Seine Exzellenz so leicht keiner übertreffen."
„Nun hör Er auf, lieber Doktor!", rief Friedrich. „Auch Ihn dürfte so leicht keiner übertreffen. Der erste Herr ist — ein berüchtigter Raubmörder, der zweite der größte Dieb und Gauner von ganz Preußen."
Man hatte die beiden aus dem Gefängnis geholt und in Generalsuniformen gesteckt.

### Der kluge Gardist

Zu Zeiten des Soldatenkönigs geriet ein Potsdamer Gardist von den „langen Kerls", der bei einem Bäckermeister namens Pezold im Quartier lag, mit diesem in Streit, bei dem pfundige gegenseitige Beleidigungen zutage gefördert wurden.
Der Bäcker beschwerte sich beim Hauptmann des Soldaten, erwirkte ihm eine Tracht Stockprügel und erzählte das in der ganzen Stadt. Darauf brachte der Gardist eines Tages einen Hund mit ins Quartier, den er Pezold rief. Er richtete ihn bei offenem Fenster ab und bedachte dabei den anscheinend recht ungelehrigen Vierbeiner, stets den Namen Pezold einflechtend, mit einer Flut massiver und lächerlicher Redensarten. Jeden Abend standen mehr belustigte Leute zu dem Schauspiel an, das jeder verstand.
Wutentbrannt rannte der Bäcker schließlich wieder zu dem Hauptmann. Der ließ den Soldaten rufen. „Der Hund", erklärte dieser, „hatte den Namen schon als ich ihn kaufte. Er hört auf keinen anderen. Übrigens ... ist die Klage des Herrn Bäckermeisters völlig unbegründet. Mein Hund schreibt sich nämlich mit einem weichen B."
„Tja, da kann ich nichts machen", sagte der Hauptmann bedauernd zu dem Bäcker. „Adieu!"

Die Aufnahmen dieses Heftes stammen von: Beissel (5), Historischer Bilderdienst (3), Mauritius (1), Pilz-Lohse (4), Scherl (1), Stöve (1), The Associated Press (1), Weltbild (4), Agfa (1). — Die Zeichnungen stammen von: Mjölnir, Wendt, -nicki (8), alle anderen von Erich Haase.

Hauptschriftleiter und verantwortlich für den Gesamtinhalt:
Wilhelm Utermann, Berlin
Fernsprecher: 11 00 22 für Ortsgespräche, 11 60 71 für Ferngespräche. Anzeigenleiter: Ulrich Herold, Berlin. Verlag: Franz Eher Nachf., G.m.b.H., Zentralverlag der NSDAP., Zweigniederlassung Berlin SW 68, Zimmerstr. 87—91. Postscheckkonto: Berlin 4454. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., Berlin SW 68, Dresdener Straße 43. — Bezug durch den Verlag, die Post und alle Buchhandlungen. Bezugspreis bei Zustellung durch Boten monatlich 30 Rpf. zuzüglich Zustellgebühr und bei Postbezug vierteljährlich 90 Rpf. zuzüglich 6 Rpf. Zustellgebühr. Die Post nimmt auch Neubestellungen für die letzten beiden Monate oder den letzten Monat des Kalendervierteljahres entgegen. — Ausland mit ermäßigten Drucksachengebühren 98 Rpf., übriges Ausland 1,28 RM. einschließlich Porto. — Zur Zeit ist Preisliste Nr. 1 vom 1. 4. 1939 gültig. Für unverlangt eingesandte Beiträge und Einsendungen übernimmt die Schriftleitung keine Gewähr.

Wie unsere Truppen an der Front, so wird das gesamte deutsche Volk im Kriegs=WHW. unseren Feinden zeigen, daß wir eine unbesiegbare Schicksals=gemeinschaft geworden sind.



Die weltberühmte
**HOHNER**
Gratiskatalog 64 Seiten, insges. 164 Abb., alle Instrumente originalfarbig.
10 Monatsraten.
**LINDBERG**
Größtes Hohner-Versandhaus Deutschlands
München, Kaufingerstr. 10

**Luftgewehre und Luftpistolen**



**„Favorit" und „Original"**
sind überall beliebt und hervorragend im Schuß
**Fr. Langenhan**
**Zella-Mehlis**
Gewehr- und Fahrradfabrik
Gegr. 1842

„Schon in 3 Wochen können Sie 10 Unterrichtsbriefe — **Anfänger** — durcharbeiten. **Eilschrift** lernen macht riesigen Spaß. **Bester Unterricht**, dann sind die Arbeiten immer richtig. — **Hohe Praxis.** Vortrefflich, 240 Silben in der Minute!"

# Kurzschrift nur RM. 12⁵⁰

(alle Lehrmittel bleiben Ihr Eigentum)

**Maschinenschreiben - Fremdsprachen - Kurzschriften**

**Schellhammer**, Deutscher Kurzschrift-Brief-Unterricht, **Berlin-Grunewald.**
Verlangen Sie umsonst Prospekt Nr. 10 und Aufklärung über Kurzschrift

*Alles für jeden Sport im* **Sporthaus ULLI LEDERER & CO., WIEN I**
Lobkowitzplatz 1 Verkaufsstelle der RZM. Fernruf: R 26-4-02

Wir führen
vorschriftsmäßige
**BDM-Kleidung**
**HJ.-Kleidung**
Von der RZM. der NSDAP. zugelassene Verkaufsstelle für Bekleidung, Ausrüstung und Abzeichen
Gebrüder
**HORST**
Stettin · Paradeplatz

**Vor dem Marsch die Füße pflegen!**
**Wundlaufen**
**Fußschweiß**
verhütet und beseitigt Gerlach's Fußkrem
# Gehwol
Dose 40, 58, 80 Pf. in Apothek. u. Drogerien

Baldur von Schirach:
# Revolution der Erziehung
**Reden aus den Jahren des Aufbaues**
200 Seiten
Ganzleinen 3,60 RM.
Bezug durch alle Buchhandlungen!
**Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf. GmbH., München-Berlin**

**Geh mit der Zeit, lies den „Völkischen Beobachter!"**



**Luftgewehre**
**Pistolen**
**Karabiner**
Ferngläser von 2,-RM. ab, Luftpistolen usw. Billigst! Direkt vom Waffen-Versand-Haus
Suhl I/121

**Nachrichten-Geräte** aller Art
Morseapparate, Lehr- und Schulgeräte, Feldkabel, Fernsprechbaugerät
**Rudolf Jetter**
Berlin-Tempelhof, Berliner Str. 40

**„Völkischer Beobachter"**
in jedem
deutschen Haus

„Völkischer Beobachter"
ein Garant
deutscher Selbstbehauptung




FICHTEL & SACHS A.G SCHWEINFURT-M



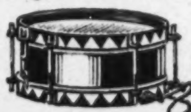

Großer reichhltg. Katalog 6 umsonst.
Leichte An- und Abzahlung.
Versandhaus:
**Josefine Ranft**
**Pausa I.V. 4**

EM-GE

**EM-GE ist das, was Sie suchen!**
**Luftgewehre und Luftpistolen als Einzel- und Mehrlader mit vorzügl. Schußleistung**
**STARTPISTOLEN**
Bezug durch den Fachhandel. Liste frei!
**Moritz & Gerstenberger**
Waffenfabrik
Zella-Mehlis 8 (Thüringen)

**Turn-, Sport-, Box-Geräte**
**Wünsche & Co. - Kemnitz/Oberlausitz**
KATALOGE KOSTENFREI!

Seit 1854
**Qualitätsmusikinstrumente**



für SZ., MZ. und Hausmusik
zu günstigen Zahlungsbedingungen



**C. A. Wunderlich** Siebenbrunn (Vogtland) 19